

CHRISTIN
CHRIST UND
CuS
SOZIALISTIN
SOZIALIST

**Blätter des Bundes der
Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten
Deutschlands e.V.**

Einzelverkauf
5,- DM

50. Jahrgang

Juni
1997

2/97

Erhard Griese:
Gedanken zur Kirchentagslosung

Dorothee Sölle:
Auf dem Weg der Gerechtigkeit ist Leben.
Wovon leben wir Linken?

Ulrich Peter:
Die Rechte will die Linken
aus dem Kirchentag drängen

Ulrich Peter:
Den Arbeitsmarkt neu erfinden?

Harald Ihmig:
Diakonie als Kundenservice?

Impressum

CuS – Christin und Sozialistin/Christ und Sozialist wird herausgegeben vom Vorstand des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten (BRSD) e.V.:

Wolfgang Lünenbürger, Hamburg
Dr. Martina Ludwig,
Friedrichroda/Thüringen

Florian Hars, Hamburg
Erscheinungsweise vierteljährlich

Bezugspreis jährlich DM 20,-
(Ausland DM 25,-) incl. Porto
Zahlungen zu Beginn des Jahres bitte
an den Bund der religiösen
Sozialistinnen und Sozialisten (BRSD),
Postgiraamt Dortmund
189 389-464 (BLZ 440 100 46).

Quittungen werden auf Wunsch
zugesandt. Förderabo DM 30,- oder
mehr. Beiträge über DM 20,- sind als
Spende steuerlich absetzbar.

CuS – Christin und Sozialistin/
Christ und Sozialist kooperiert
mit »Neue Wege«, Zürich.

Redaktion:

Christa Peter (Geschäftsführung)
E-Mail: UPeter2964@aol.com
Fechnerstr.18, 10717 Berlin
Tel./FAX 030/8612034
Udo Fleige, Tübingen
Jürgen Gorenflo, Karlsruhe
Matthias Nauerth, Ellerbek
Dr. Ulrich Peter, Berlin

Abonnements und Retours:
BRSD c/o Dr. Martina Ludwig,
Max Küstner-Str.10
99894 Friedrichroda.
Tel. 03623/200095

Kündigungen werden zum
Jahresende wirksam

Layout: Andreas Hesse, Berlin

Druck: Hephata-Werkstätten, Mön-
chengladbach

Hergestellt auf Umweltschutzpapier
ISSN-0945-828X

Inhaltsverzeichnis:

Erhard Griese: Gedanken zur Kirchentagslosung	4
Informationen für neue Leserinnen und Leser	5
Dorothee Sölle: Auf dem Weg der Gerechtigkeit ist Leben. Wovon leben wir Linken?	6
Einladung zum Kirchentag	21
Ulrich Peter: Die Rechte will die Linken aus dem Kirchentag drängen	22
Ulrich Peter: Den Arbeitsmarkt neu erfinden?	26
Harald Ihmig: Diakonie als Kundenservice? (2. Teil)	35
Hildegard Keller: Bericht von der BRSD-Jahrestagung	52
Leserbrief zum vorigen Heft	53

Autorinnen und Autoren

Erhard Griese ist Gemeindepfarrer und lebt in Düsseldorf.

Harald Ihmig ist Professor für ev. Theologie und Diakonie an der ev. Fachhochschule für Sozialpädagogik des Rauhen Hauses in Hamburg.

Hildegard Keller ist pensionierte Lehrerin und lebt in Hamburg.

Ulrich Peter ist Berufsschultheologe und Redaktionsmitglied von CuS. Er lebt in Berlin.

Dorothee Sölle ist Professorin für Evangelische Theologie und lebt in Hamburg.

Editorial

Auf dem Weg der Gerechtigkeit ist Leben! Dies ist das Motto des Evangelischen Kirchentages 1997, zu dem diese Ausgabe von CuS erscheint. Wir haben uns bemüht, in dieses Heft Themen aufzunehmen, die unserer Meinung nach wichtig für die Kirchentagsdiskussion sind. Erhard Griese legt in befreiungstheologischer Perspektive die Kirchentagslosung aus und hebt die Bedeutung der jüdisch-christlichen Religion als Gegenentwurf gegen die „westliche Welt der Ellenbogen, der rücksichtslosen Selbstentfaltung und der schrankenlosen Liberalität“ heroor.

Dorothee Sölle, auf evangelischen Kirchentagen fast schon eine Institution, hielt auf der Jahrestagung unseres Bundes im März 1997 das Hauptreferat. Ihre Antworten auf unsere Frage „Wovon leben wir Linken?“ fanden wir für dieses Heft besonders geeignet. Auf dem ersten Kirchentag in den neuen Bundesländern oder im „Anschlußgebiet“, wie es Freunde von uns aus der Ost-Kirche sarkastisch bezeichnet haben, geht es wieder einmal um die gesellschaftliche Verantwortung der Kirchen. Angesichts von 4,5 Millionen Arbeitslosen nimmt der Entscheidungsdruck innerhalb der Kirchen und die Anforderungen seitens der Gesellschaft zu. Das gemeinsame Papier von evangelischer und katholischer Kirche kann hier nur ein Anfang sein, aber keinesfalls ein Endpunkt.

Während es Gruppen wie uns viel zu langsam geht mit der Zuwendung der Kirchen zu den gesellschaftlichen Problemen, arbeiten andere Kräfte daran, diese Ansätze zurückzuschrauben und die gesellschaftskritischen Gruppen und Positionen in den Kirchen zu denunzieren, zu zersetzen und aus den Strukturen der Kirchen zu verdrängen.

Im Vorfeld dieses Kirchentages wurde versucht, uns und andere Initiativen vom Kirchentag fernzuhalten. Publizistisches Organ dieser Bestrebungen war einmal mehr die „Welt am Sonntag“ und ihr Redakteur für Militärpolitik und Kirchenfragen. Über diese Versuche und die Person dieses Redakteurs informieren wir in diesem Heft, nicht um ihn aufzuwerten, sondern um die Hintergründe der Aktionen diverser Bürgerrechtler darzustellen. Denn wir haben zum wiederholten Male den Eindruck, daß CDU-Kreise Bürgerrechtler vorschicken, um linke Positionen zu bekämpfen. Es versetzt uns immer wieder in Erstaunen, mit welcher Penetranz die CDU, die immerhin mit Ost-CDU und Bauernpartei zwei Blockparteien in sich aufgenommen hat und reihenweise führende „Blockflöten“ in ihren Reihen hat, Gruppen wie uns vorwirft, auf einem Auge blind gewesen zu sein. Aber Machtpolitik war noch nie ein Synonym für Wahrhaftigkeit.

Wir werden uns weiterhin alle Mühe geben, den Vormarsch der Rechten zu verhindern. Anstatt uns eine fruchtlose Rechtfertigungsdiskussion aufzwingen zu lassen, wollen wir den Finger auf die Probleme dieser Welt legen. Jeder der 4,5 Millionen Arbeitslosen in diesem unserem Lande ist eine Anklage gegen dieses Wirtschaftssystem und seinen geschäftsführenden Ausschuß, der als Bundesregierung auftritt. Wer wirklich die Arbeitslosigkeit beseitigen will, muß dieses System verändern. Aber in eine andere Richtung, als die derzeitigen Systemveränderer in Kapital und Kabinett.

Eure Redaktion

Auf dem Weg der Gerechtigkeit ist Leben

(Spr 12,28)

Inmitten der Weisheitssprüche, die dem König Salomon zugeschrieben werden und wahrscheinlich in Erinnerung an die Anfänge schriftlicher Aufzeichnungen durch die Schreiber am ersten Königshof Israels aufgezeichnet wurden, wirkt das Leitwort des Kirchentages etwas isoliert. Da steht auch anderes, was heute gefährlich wieder klingt: „Die Hand des Fleißigen erringt die Herrschaft, der Faule aber muß Knechtsdienste leisten.“ Oder: „Bequemlichkeit erjagt sich kein Wild; aber kostbare Güter erlangt der Fleißige.“ So heißt es kurz vorher. Da klingt „Kummer im Herzen bedrückt den Menschen, ein gutes Wort aber heitert ihn auf“ schon harmloser und tröstlicher.

Nein, die Umgebung, in der das Leitwort in der Spruchsammlung der Bibel steht, bringt es nicht zum Leuchten. Es ist mehr und etwas anderes als ein Sprichwort, das königliche oder vielmehr volkstümliche Weisheit wiedergibt. Es ist ein Wort, das die ganze Botschaft der Bibel auf den Punkt bringt. „Gerechtigkeit“ ist ein Schlüsselwort, das vom ersten bis zum letzten Buch der Bibel den Ton angibt.

Es spiegelt wieder, wie einmalig in der Religionsgeschichte der Menschheit diese Tatsache ist, daß da inmitten der orientalischen Kultreligionen, die allenfalls noch einen Katalog des von Pharaonen und Tyrannen verordneten Wohlverhaltens verordnen, das kleine Wüstenvolk Israel von seiner Tora, der „Weisung Gottes“, auf eine ganze andere Art von „Religion“ gestoßen wird: Da geht es nicht mehr um die Pflege von Göttinnen und Göttern, um Opferhandlungen und das Beachten von Tabus - obwohl dies alles noch weiterlebt -, sondern um die Lebensentfaltung, das Glück, die Würde des Menschen.

Und das heißt: des anderen Menschen. An sich selbst denkt schon der Steinzeit-

jäger und immer noch der Kapitalist von heute.

Es war für mich erschreckend zu sehen, daß bei der Befragung von Jugendlichen, was ihnen zu „Gerechtigkeit“ einfällt, fast nur Gedanken zu „gerechter“ oder „ungerechter Bestrafung“ genannt wurden. Daß „Gerechtigkeit“ eine gestaltende Kraft für das Miteinanderleben bedeutet, die dem anderen Lebensraum schafft, weil ich für ihn mitentscheide - und mir, weil er das für mich tut -, ist uns zu wenig bewußt. Wo aber die biblische Gerechtigkeit des Mitempfindens, der Solidarität und der gerechten Strukturen verachtet wird, sind die Würde des Lebens und das Glück der Menschen aufs höchste bedroht.

Das Experiment, das den Namen „Sozialismus“ für sich beschlagnahmt hatte, ist gescheitert; nicht nur, nicht einmal in erster Linie, weil es „Gerechtigkeit“ mit Gewalt einführen wollte, sondern weil es allzu rasch jegliche Gerechtigkeit, jegliches Mitempfinden und jede Ethik des Teilens, der Solidarität preisgegeben hatte.

Die westliche Welt der Ellenbogen, der rücksichtslosen Selbstentfaltung, der schrankenlosen Liberalität, des blinden Genußstrebens, ist keine glaubwürdige Alternative. Aber das gewaltige Erbe der Gebote, von denen Israel lebt, darf nicht nur im kleinen Kreis von Gläubigen verehrt werden. Die Botschaft der jüdischen Propheten ist durch das Wirken und die Person des Jesus von Nazareth in den Horizont der ganzen Erde und ihrer Geschichte eingetreten. Auch die Weisungen des Koran sind davon bestimmt. Es muß uns gelingen, diese einzigartige, „ganz andere“ Erscheinungsform von „Religion“, die dem Glück und der Würde, dem Recht und dem Leben des jeweils Anderen durch Mitempfinden und eine Ethik des

Teilens dient, deutlich zu machen in einer Welt, die durch Orientierungslosigkeit gefährdet ist.

Das bedeutet, daß Kirchentag und Kirche, Religionen und religiöse Gemeinden „Häuser mit leuchtenden Fenstern und of-

fenen Türen“ werden. Wo nur die Fenster leuchten, aber die Türen zu sind, kann kein Leben eröffnet werden; aber ebenso auch, wo zwar die Türen offen stehen, aber hinter den Fenstern kein Licht strahlt.

Erhard Griese

Wir über uns: Informationen für neue Leserinnen und Leser

Der Bund der religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands (BRSD) besteht seit 1919. Die in der Weimarer Republik zahlenmäßig wie qualitativ bedeutende religiös-sozialistische Organisation wurde 1933 verboten, viele ihrer Mitglieder starben durch den Faschismus. Nach 1945 entstand der BRSD neu, wurde aber im kalten Krieg zwischen den Machtblöcken zerniesen. In den 70er Jahren war nur ein kleiner Rest übriggeblieben, der zusammen mit Christinnen und Christen aus der Studentenbewegung den Bund neu aufbaute.

Heute sind wir eine kleine, aber lebendige Gruppierung, die ihre Aufgabe darin sieht, in Kirche und Gesellschaft die Interessen der Unterprivilegierten bei uns und in der Welt zur Sprache zu bringen, die Ursachen von Armut, Verelendung und ökologischer Krise zu benennen und für die Überwindung der kapitalistischen Gesellschaft zu arbeiten. Unser Ziel ist eine solidarische Gesellschaftsordnung, in der die Menschen im Mittelpunkt stehen. Richtschnur dieser Praxis ist für uns das Evangelium und das verheißene Reich Gottes. Die Bibel spricht von dem Gott, der aus Unterdrückung und Ausbeutung befreit, der Unrecht anprangert und Gerechtigkeit will, der „die Mächtigen vom Thron stößt und die Erniedrigten aufrichtet“. Jesus von Nazareth hat das „Reich Gottes“ für diese Erde verkündet.

Wir sind keine Partei und keine Sekte, auch keine neue Kirche oder Therapiegruppe. Wir gehen auch nicht davon aus, daß wir im Besitz der alleinigen Wahrheit sind. Wir sind ein Zusammenschluß von Menschen verschiedener Berufe, TheologInnen, Intellektuelle aller Sparten und auch Angestellte, ArbeiterInnen, StudentInnen usw. Wer Karriere machen will, ist bei uns falsch. Auch bezahlt wird bei uns niemand.

Wer mit uns der Meinung ist

- daß das Ende des „realen Sozialismus“ nicht das Ende der Geschichte ist
- daß Gottes Reich auch eine Verheißung für diese Erde ist („Wir harren eines neuen Himmels und einer neuen Erde“)
- daß die beste (aber nicht einzige!) Form der Solidarität mit den Armen dieser Welt der Kampf um Veränderungen in den kapitalistischen Zentren ist
- daß ChristInnen zu dieser Befreiung mehr beizutragen haben, als ein mehr oder weniger frommes Gemüt
- daß es nicht genügt, Basisgemeinden in Brasilien schicken zu finden, aber sich in der BRD vor einer Organisierung zu hüten

wer mit anderen zusammen Antworten suchen und zusammenarbeiten will, die/den laden wir ein, sich mit uns zusammen auf den Weg zu machen. Jedes Abo und jede Mitgliedschaft/Mitarbeit stärkt uns und unsere Arbeit.

Auf dem Weg der Gerechtigkeit ist Leben

Wovon leben wir Linken?

Nach dem Tonbandmitschnitt des Vortrages von der Redaktion nur leicht redigiert

Die erste Reaktion der Regierungsparteien auf das Kirchentagsmotto „Auf dem Weg der Gerechtigkeit ist Leben“ – ich weiß leider nicht mehr, auf welcher Ebene die war. Irgend jemand hat sofort reagiert und gesagt: „Was soll denn das schon wieder: Gerechtigkeit?“ Warum denn nicht: Freundlichkeit? Ich weiß das aus den USA: Es gibt Bibelübersetzungen, da wird das Wort vermieden. Nettigkeit ist doch viel hübscher. Oder wie Freunde mir dazu einmal sagten: „Gerechtigkeit, immer Gerechtigkeit! Doesn't it smack a bit of communism?“ It does! So umstritten kann also ein ganz altmodisches und tausendfach gebrauchtes Wort sein.

Ich wollte anfangen mit einem kleinen Umweg und von einer antiken Sage erzählen, die von einem König namens Midas handelt, der hatte dem Gott Dionysos – dem Gott der Freude, des Weins und des Rausches – einen Gefallen getan, und dann sagt Dionysos zu dem König: „Was immer du dir wünschst, ich werde es dir geben.“ Das ist ja ein altes und bekanntes Märchenmotiv: Du kannst dir irgendetwas wünschen, und sehr oft führt es dann die Menschen in Verwicklungen. Es gibt darüber Schwänke und alle möglichen Formen, Variationen zu diesem Thema. Nun, dieser Herr Midas wünscht sich, daß alles, was er berührt zu Gold wird. Ich zitiere hier Ovid, der das schön nacherzählt hat: „Mache,

daß alles, was mit dem Leib ich berühre, in rotes Gold sich verwandelt“. Gott nickt etwas sorgenvoll: Gewährung. Dann bricht der König einen Zweig von einem Eichbaum ab, der verwandelt sich in Gold. Er ist ganz entzückt, greift nach einem Stein auf dem Boden, der ist auch aus Gold, und erst als nach einiger Zeit seine Diener ihm ein wunderbares Mahl servieren mit herrlichen Speisen, merkt er, daß man Gold nicht essen kann. Es dauerte etwas bei ihm, aber so ist das bei uns.

Nun, Sie können sich ja denken, warum ich dieses Beispiel wähle. Wir leben ja im Lande des Königs Midas. Er herrscht über uns, er verwandelt alles in Gold, das ist sein Lebensziel. Er kennt nichts anderes als die Frage, ob es sich rechnet oder was dabei herauspringt, und zwar nicht nur in diesem Lande, sondern auf der Erde, auf dem Globus des Königs Midas. Der hat ihn 1989 übernommen mit dem Endsieg des Kapitalismus. Das ist also die Globalisierung. Ich denke, daß das dritte Jahrtausend da angefangen hat, so ernst muß man das Datum wohl nehmen. Das hatten wir ja auch schon einmal 1789, daß das nächste Jahrhundert eigentlich begann, noch ehe das alte ganz zu Ende war. Nun, unser König Midas macht also alles, was es gibt, zu Gold, zu Geld. Unsere Wälder macht er zu Autostraßen, unser Wasser zu Kloaken, unsere Luft zu einem Giftgemisch.

Gleichzeitig, während die Verelendung wächst, steigt die Anzahl der Millionäre im Lande des Königs Midas. Das gehört zusammen. Es ist nur eine ganz kleine Nebenwarnung, die vielleicht für die meisten von Euch völlig überflüssig ist, aber ich will es doch noch einmal aussprechen: Man soll nicht über Armut sprechen und Armutkonferenzen abhalten und die Anzahl der Verarmenden benennen – das ist alles natürlich sehr wichtig und sehr gut, aber man soll das nicht tun, ohne auch die wachsende Anzahl der Millionäre zu erwähnen. Wenn man sozusagen nur die eine Seite der Schere sorgenvoll karitativ betrachtet,

derten Grundlagen der Technologie nichts mehr produzieren können, was wertvoll ist oder gut oder nützlich, und sie können auch nicht konsumieren. Das sind die beiden wesentlichen Lebenselemente in dem Kontext des Herrn Midas, woraus das Leben besteht: Konsum und Produktion.

Diese 80% sind in der Tat überflüssig. Worüber wird also geredet? Über Bevölkerungsexplosion. Das ist der einfachste Weg, überhaupt nicht mehr nachzudenken. Man sagt, das ist ja furchtbar, das ist eine einzige Katastrophe mit dieser Bevölkerungsexplosion, die natürlich ein Faktum ist, aber die Lösungen oder Ansätze zu Lösungen dieses Problems, die es tatsächlich gibt und die auch allen Entwicklungsexperten bekannt sind ... die Grundlösung des Problems ist Frauenerziehung. Wenn Mädchen wie in Bolivien – das ist ein Land, das ich ganz gut kenne, weil da eine Tochter von mir arbeitet – im Durchschnitt anderthalb oder maximal drei Jahre in die Schule dürfen und dann abgestellt werden, sei es zur Hausarbeit, Feldarbeit, Erziehung der jüngeren Geschwister, Beaufsichtigung usw., dann gibt es keinerlei Hoffnung auf irgendeine Veränderung. Diese Situation – auch das



Dorothee Sölle mit Martina Ludwig, unserer Bundessekretärin

dann verfehlt man eigentlich die Wahrheit, nämlich wer ein Interesse hat an dieser sich weiter öffnenden Schere. Das ist also bei uns die Zwei-Drittel-Welt noch, die so entsteht, aber im Weltmaßstab haben wir ja jetzt ganz andere Zahlen mit der Globalisierungsfalle. Es gibt eben 20% der Menschen, die das Recht haben zu leben, gut zu leben, vielleicht allzu gut zu leben, und 80% Menschen, die eigentlich überflüssig sind. Franz Hinkelammert und viele andere haben das ja immer wieder bewiesen und gezeigt, daß diese Leute durch die verän-

ist sicher bekannt – verschlechtert sich, dank der Institutionen des Königs Midas, der Weltbank und dem Internationalen Währungsfond, die dafür sorgen, daß nur die Länder weitere Kredite kriegen, die ihre Schulden bezahlen und den schlanken Staat garantieren, also die Staatsausgaben kürzen. Das ist eine Art Diktatur monetaristischer Art, die ausgeübt wird auf die Wirtschaft der Dritten Welt. Weniger Staatsausgaben, ja, wo kürzt man? Natürlich kann man auch doppelt so viele Kinder in einen Kindergarten stopfen, dann ma-

chen wir den anderen zu an der Ecke. Und die sowieso schon sehr dünne oder miserable Versorgung der Menschen mit sozialen oder gar gesundheitlichen Einrichtungen wird dann noch weiter verringert. Das ist ein wesentlicher neuer Zug, der sich schon in den 80er Jahren anbahnte, aber nun mit dem Wegfall der Konkurrenz für die Dritte Welt ...

Um einmal unsere reale Geschichte vom Blickfeld der Dritten Welt aus zu betrachten: In vielen Ländern spielten auch Regierungen immer mit, na ja – Wenn ihr uns dieses Krankenhaus nicht baut, dann erkundigen wir uns einmal auf der anderen Seite, also gucken wir einmal, was Moskau macht. Das hat immer wieder geklappt, daß Hilfe, die vom einen nicht kam, vom andern kam und umgekehrt. Wenn es einem so dreckig geht, nimmt man von jedem. Das ist natürlich weggefallen unterdessen, d.h. der Kapitalismus hat gar keine Veranlassung mehr, ein menschenfreundliches Gesicht zu zeigen. Er zeigt seine ganze manchesterhafte Brutalität. Wenn man wirklich wissen will, wie das aussieht, dann empfehle ich Charles Dickens im vorigen Jahrhundert. Ein großer Schriftsteller, der wirklich das Elend des sogenannten Frühkapitalismus, der aber eben jetzt wieder auftritt, beschrieben hat wie kaum ein anderer mit einer ungeheuren Scharfsicht, Detailgenauigkeit. All die Züge, die wir zunehmend erleben, die sind in anderer Gestalt da noch einmal widergespiegelt. Ich sage das auch für die Lehrenden hier: Das ist große Literatur und auch sonst sehr nützlich.

Vielleicht kann ich einmal persönlich sagen, was mir immer so auffällt. Ich bin ja einige Jahre sehr viel zwischen den USA und Europa gependelt, und immer, wenn ich nach Hause flog, dachte ich mir so: Bei uns ist ja manches wirklich ekelhaft, aber so wie in New York, das gibt's ja nicht, das kann ja doch nicht sein. Diese Art von

Fernsehprogrammen mit dieser Werbung dazwischen, diese Art von Musikprogrammen mit diesem Gequassele von Werbung dazwischen, diese Art von Obdachlosigkeit, von Verelendung, von Drogenabhängigkeit. Aber Schritt für Schritt, das kann man wirklich beobachten, schreitet die Amerikanisierung voran, auch die Amerikanisierung der Herzen und Hirne natürlich. In einem sehr gewalttätigen Ausmaß, wie ich denke. Wenn ich einmal Angstträume habe, dann stelle ich mir vor, wir machen das mit dem Schulsystem so wie in den USA, d.h. die öffentlichen Schulen werden heruntergefahren, die verfallen, da regnet es rein, das wird nicht repariert. Die Lehrer werden ständig gewechselt, es gibt keine Garantie für irgendeine Kontinuität. Und alle Reichen schicken ihre Kinder auf Privatschulen. Das wäre vielleicht so eine Negativvision für die nächsten dreißig Jahre, Tendenz steigend. D.h. eine Grundrunggenschaft europäischer Zivilisation, die wir dem sozialdemokratischen Zeitalter vielleicht verdanken, das jetzt beendet, am Sterben ist, und zwar in all diesen Lebensbereichen.

Ich will noch ein paar Sachen sagen, die vielleicht auch manchen schon bekannt sind. Das sind Dinge, die ich vor allem von Ulrich Duchrow gelernt habe, der das sehr gute Buch „Alternativen zur kapitalistischen Weltwirtschaft“ geschrieben hat, das eine sehr klare und lesbare Analyse der Wirtschaft bringt. Er beschreibt das ungebremste Wachstum als das König-Midas-Prinzip und analysiert sehr genau die Wirtschaft der Geldvermehrung in ihrer neuesten inter-, oder besser gesagt transnationalen Gestalt. Also, wie vermehrt sich Geld? Das ist in der Form, in der wir das jetzt haben, gar nicht so alt. Das hat erst in der Mitte der achtziger Jahre angefangen und hängt mit der Computer-Industrie und -Technologie zusammen, die eben so vieles verändert hat, u.a. auch diese Angelegen-

heit. Diese Aufhebung von Raum und Zeit führt dazu, daß Spekulation mit Geld ein neuer Sport ist. Ich höre immer den klassischen Rundfunksender, den NDR 3, bei uns. Die bringen seit neuestem auch Aktien-Tips. Es ist mir an mehreren Rundfunkanstalten aufgefallen, wie die Erziehung zum Aktienbesitz funktioniert. Das hat man vor fünf Jahren noch nicht gekannt. Das gehört aber eben zum Know-how und Lebensstil darüber nachzudenken, sich da auszukennen, sich da einzumischen. Was dabei passiert, ist, daß Geld sich, ganz ohne irgend etwas Nützliches zu produzieren, rasant vermehrt. Ich zitiere aus der „Zeit“: „Jeden Tag überschreiten eine Milliarde Dollar internationale Grenzen. Mehr als 90% dieser Gelder dienen spekulativen Zwecken.“ Die tun also nichts. Alle älteren Funktionen des Geldes, die Wirtschaft anzukurbeln, mehr Produkte zu schaffen, das ist alles passé. Das ist ein reines Wachstum aus sich selbst. Das einzige Ziel der Wirtschaft ist die Geldvermehrung, und das Wort „frei“, was dabei ja ständig im Mund geführt wird, bedeutet, daß die wahren Bedürfnisse der Menschen und der Erhalt der Erde keinerlei Bedeutung für die Ökonomie haben und haben dürfen. Ich habe vor zwei Tagen das Wort „Ökohysterie“, von dem wir wohl auch befallen sind und die Kirchen befallen seien, gehört. Das paßt genau in dieses Bild. Das ist nur konsequent. Es folgt aus dem sogenannten freien Wettbewerb, in dem Frauen und gar mit Kindern, alte Menschen, Arbeitslose so wenig vorkommen wie die begrenzten Vorräte der Natur.

Warum sollte denn ein Unternehmen etwas Menschennützlichliches produzieren, Arbeitsplätze schaffen oder sanfte Technologien ausprobieren – was ja in vieler Hinsicht dran wäre – wenn die Geldvermehrung schneller, effizienter und vor allem unbelästigt durch Steuerforderungen vor sich geht in diesem Spekulationsbereich?

Dann braucht man sich um ökologische oder soziale Regulationen nicht zu kümmern. Das nennt man eben Deregulierung. Weg mit diesem Schrott: Wir wollen frei sein dafür, daß das Geld sich vermehrt. Aus den produktiven und breites Einkommen schaffenden wirtschaftlichen Zusammenhängen wird das verfügbare Geld abgezogen und in dieses globale Casino der Geldvermehrungsbesitzer gebracht, weswegen das dann ein lateinamerikanischer Ökonom, André Gunder-Frank, auch den Casino-Kapitalismus genannt hat. Diese Entkopplung der Finanzmärkte von den produktiven Investitionen, das ist die wirtschaftliche Grundlage dessen, was man Globalisierung nennt. Ein anderer Ausdruck dafür ist jobless growth, arbeitsloses Wachstum, produktionsloses Wachstum, Wachstum an sich ohne Menschen und ohne Waren. Nur virtuelle Waren, also Gelder, werden vermehrt. Das folgt dem freien Spiel der Kräfte. Der monetäre Bereich löst sich vom realwirtschaftlichen ab, die Finanz- und Kapitalmärkte werden dereguliert, d.h. sie können weder national noch international zur Rechenschaft gezogen werden. Sie können machen, was sie wollen.

Eine Zahl habe ich mir gemerkt: Ein Unternehmen wie Siemens erhält z.B. seine Gewinne nur noch zu 30% aus den Waren, die es produziert, aber zu 70% aus Finanzgeschäften. Warum sollte man denn dann Arbeitsplätze schaffen? Das ist doch völlig sinnlos, kostet doch nur und stört. Warum eine ökologische Umrüstung einleiten, wenn doch das Ziel der Wirtschaft eben nicht ein blühendes Gemeinwesen, sondern die Geldvermehrung ist und das Subjekt der Wirtschaft nicht das zum Lieben und Arbeiten geschaffene Ebenbild Gottes, sondern eine ganz andere Spezies, der homo oeconomicus, ein merkwürdiges Wesen, was seinen Lebenssinn darin hat, Geschäfte zu machen, und außer diesem

Unternehmer!

Macht euch die Erde untertan

Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde, und macht sie euch untertan, und herrschet über Fische im Meer, und über Vögel unter dem Himmel, und über alles Tier, das auf Erden kecht.

1. Mose 1. 1. 28



Götzen nichts im Kopf hat. Das ist eine Entwicklung, die im nationalen Rahmen vor sich geht, also in diesem Zwei-Drittel-zu-ein-Drittel-Verhältnis – die Überflüssigen – wie im internationalen Rahmen. Die Frage, die mich und Euch alle sicher auch beschäftigt, ist, ob es Auswege gibt, also ob dieser König Midas von seiner Krankheit heilbar ist. Oder muß er daran zugrunde gehen? Wie ist das? Gibt es da irgendeine Form von Veränderung? Müssen wir also das Wasser der Enkel vergiften, ihre niedrig gelegenen Ländereien, wie z.B. Hamburg, wo ich lebe, überfluten lassen? Müssen wir so weitermachen in einer Welt, in der die Energie keinen Realpreis hat, Entfernungen nichts bedeuten, die lokalen Produkte nicht zu den lokalen, umwohnenden Verbrauchern kommen? Müssen wir dem Fetisch Weltmarkt und seinem heiligsten Sachzwang, der Globalisierung heißt, die realen Lebensgemeinschaften von Produkt und Verbrauch opfern? Das ist das, was bei uns geschieht.

Und was mich auch interessiert, worauf ich noch zu sprechen kommen möchte, ist die kulturelle Innenseite dessen, was sich dabei mit den Menschen verändert, also die Erziehung. Vor allem interessiert mich die Frage, wie sich Erziehung verändert. Ich will hier noch einen der großen Väter des Liberalismus zitieren, John Maynard Keynes, der hat bis 1946 gelebt. Das ist ein Mitbegründer des Liberalismus, also nicht des Neo-Liberalismus, in dem wir jetzt leben, der eben eine andere, neue Gestalt gefunden hat. Der hat über die Spannung zwischen Religion und Wirtschaft skeptisch und selbstkritisch nachgedacht. Das war an sich ein richtiger Liberaler, der meinte, wirtschaftlicher Fortschritt sei nur dann erreichbar, wenn wir uns die menschlichen Antriebe der Selbstsucht zunutze machen, denen zu widerstehen Religion und überlieferte Weisheit uns allgemein raten. Und dann schrieb er in der ersten Hälfte unseres Jahr-

hunderts: "... daß die Zeit für eine Rückkehr zu einigen der gesichertsten und fundamentalsten Grundsätzen der Religion, daß Geiz ein Laster, Wucher ein Vergehen und die Liebe zum Geld abscheulich ist", noch nicht gekommen sei. Nun, ich denke, heute angesichts der ökologischen Katastrophe ist die Zeit gekommen, ist sie da. Wir müssen nachdenken auch über unser Verhältnis zu diesen beiden Realitäten Schöpfung und Geld. Aber gerade das fällt uns ja nicht leicht. Ja, einiges von dem, was ich jetzt gerade vorgetragen habe, finden Sie in dem Büchlein „Den Himmel erden“ von Luise Schottroff und mir. Das sind Texte aus dem letzten Kirchentag, die eine öko-feministische und auch ökonomisch-feministische Analyse enthalten und da nachlesbar sind. Ich will eine ganz grobe Analyse geben, wie ich die Sache im Augenblick sehe.

...

Die eigentliche Weltherrschaft ist übergegangen zu den multinationalen Konzernen. Über deren Zahl streiten sich die Gelehrten sehr – mal: 40 gebe es, mal: 200, wahrscheinlich liegt die Wahrheit in der Mitte. Es gibt ein sehr schönes Buch von einer amerikanischen Feministin, Sozialistin, Schriftstellerin, March Pierce, beim Argument-Verlag erschienen, das heißt „Ich, Du und Es“. Das ist ein utopischer Roman aus dem Jahr 2040 nach einer Atomkatastrophe, einer Öko-Katastrophe, wie die Welt dann geordnet ist. Das gibt einem wirklich ein sinnliches Bild von diesen Herrschaftszwängen, wie diese Multis auch alle, die in ihrem Club drin sind, alle Angestellten, absolut tyrannisieren mit Lebensweise, Lebensform, Ehescheidung. Es ist eine Ehescheidungsgeschichte, die da spielt, wie das abläuft, und wer da etwas zu sagen hat. In die Städte werden morgens hereingelassen die sogenannten Hilfsarbeiter, also eine neue Art von Sklaverei, Billiglohnempfänger, die sonst draußen vor den Städten

in den Müllhalden wühlen: Sie werden morgens zum Putzen hereingeschafft unter scharfen Kontrollen und abends wieder herausgetrieben aus den wirtlichen Wohnorten. Auch das ist eine architektonische Entwicklung, die man in den USA beobachten kann: Festungsähnliche Wohnblöcke, wo man nur mit einem richtigen Code hereinkommt, wenn man also das Kärtchen hat, sonst wird man da gar nicht hereingelassen. Bei mir zu Hause klingeln oft Bettler oder Arbeitsuchende und alle möglichen Leute. Das wird dann wahrscheinlich verschwinden, wenn wir uns noch etwas weiter amerikanisieren.

Die eigentliche Weltherrschaft ist also in der Hand dieser multinationalen Korporationen. Das heißt für den zweiten Faktor, daß der nationale Staat abgebaut werden muß. Das hören wir ja nun täglich vom dicksten Mann, wie schlank dieser Staat sein muß. Er gibt also seine traditionellen Aufgaben, Schutz der Schwächeren, Rechtshilfe und Sozialhilfe zunehmend auf. Er überläßt der Wirtschaft das Feld, folgt ihren Diktaten. Hin und wieder gibt es natürlich Konflikte, das ist ja klar, das reibt sich etwas, aber der Staat hat erheblich an Macht eingebüßt.

Ja, gibt es denn irgendetwas, was uns vielleicht Anlaß zu Hoffnung gäbe? Ich würde sagen, der dritte Faktor, von dem ich mir tatsächlich etwas erwarte, sind die NGOs, also die Non-governmental organisations, die Nicht-Regierungsorganisationen, die Zusammenschlüsse von Menschen, die an ganz vielen Stellen aus dieser Art von Gefängnis und Selbsterstörung heraus wollen. Kirche ist in meinem Verständnis, wenn man sie wohlwollend betrachtet, eine Nicht-Regierungsorganisation. Wenn sie sehr gut ist, ist sie das dann auch. Sie ist vielleicht noch mehr, aber sie kann das sein und ist es ja an vielen Stellen. Und ich empfinde sehr stark kulturell, also auch mit Beginn der 90er Jahre eine schär-

fere Kritik an Kirche, wie in diesen Äußerungen zu der blöden Losung: Schon wieder Gerechtigkeit, fällt denen denn nichts anderes ein? Lassen Sie sich doch einmal vom Unternehmensberater beraten, das wäre doch viel klüger als so einen Quatsch zu reden. Und über Wirtschaft, wo sie sowieso nichts von verstehen oder „Ökohysterie“. Da ist meiner Ansicht nach ein neuer Ton.

Vielleicht ist das eine etwas überspitzte These, aber ich glaube wirklich, daß der gegenwärtige Kapitalismus dieses Schmieröl Religion nicht mehr braucht. Das machen die Psychos besser. Auf jeder Chefetage hat ein Psychotherapeut sein Büro, da brauche ich doch keine Religion mehr. Das kann ich doch wissenschaftlich professioneller woanders kaufen. Wenn ich da ein Magengeschwür kriege aus psychischen Ursachen, das läßt sich doch auch ablösen. In Hamburg ist das wirklich die Alltagsrealität, der Jungunternehmer tritt aus der Kirche aus, die Frau läßt er drin. Die verdient ja nichts, also braucht sie keine Steuern zu zahlen, dann kann die Oma noch beerdigt werden, dann läuft noch alles weiter. Das ist das klassische Verhältnis, eine Korruption ohnegleichen, die natürlich mit unserem höchst problematischen Kirche-Staat-Verhältnis und Steuerverhältnis zusammenhängt. Da müßte sich wirklich etwas ändern. Mir schwebt da das italienische Modell vor, das sehr, sehr gut läuft. Dort bezahlt jeder eine Kultursteuer, und der Jungunternehmer wird nicht belohnt steuerlich, wenn er aus der Kirche austritt. Das finde ich kriminell, diese Einladung zur Korruption, die da drinsteckt. Und die Leute kreuzen eben an, ob das jetzt für die katholische, evangelische oder methodistische Kirche, für Amnesty International, Terre des hommes oder sonst etwas ist. Die Nicht-Regierungsorganisationen, von denen ich sprach, zu denen alle diese gehören, sind da schon mit drin.

Ich bin auf den Gedanken gekommen, daß da ein Stück weit noch Hoffnung liegt an einem kleinen Fall, den ich ein bißchen analysiert habe. Auf dem Sozialgipfel in Kopenhagen, 1995 oder 1996, waren sehr viele Sozialminister des sich verschlankenden Staates gegenwärtig, die redeten

freundliches Blabla, ohne Zeit, Zahlen oder irgendetwas Ernsthaftes. Es war also reines Gewäsch, und die Journalisten haben das sehr rasch spitz gekriegt und sind zu ganz großen Teilen umgezogen in ein anderes, weniger feines Plaza, wo sich die Nicht-Regierungsorganisationen versammelt hatten.

Abo und Geschenk-Abo »CuS«

Seit 1948 erscheint die Vierteljahrszeitschrift der deutschen Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten: »Christ und Sozialist/Christin und Sozialistin (CuS)«

Das Jahresabo kostet DM 20,- (Ausland DM 25,-) incl. Versand. Die tatsächlichen Kosten können durch ein »Förder-Abo« gedeckt werden, um das wir unsere LeserInnen mit eigenem Einkommen bitten. Der Preis für dieses Förder-Abo beträgt DM 30,-, DM 50,- oder mehr. Der Mitgliedsbeitrag im Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten beträgt zur Zeit DM 70,- pro Jahr; darin enthalten ist das Abo für »CuS« sowie der Mitglieder-Rundbrief. Beträge über DM 20,- sind steuerlich absetzbar.

An BRSD: c/o Martina Ludwig, Max-Küstner-Straße 10, 99894 Friedrichroda

Ich möchte Mitglied werden im BRSD (Bezug von »CuS« inklusiv!)

Hiermit abonniere ich »CuS« ab Heft Nr.:

zum Bezugspreis von DM 20,- (Ausland DM 25,-) im Jahr,

zum Förderpreis von DM im Jahr.

Hiermit bestelle ich ein Geschenk-Abo von »CuS« ab Heft Nr.: bis

Heft Nr.: /bis auf Widerruf für

Name

und

Anschrift:

zum Bezugspreis von DM 20,- (Ausland DM 25,-) im Jahr,

zum Förderpreis von DM im Jahr

BestellerIn:

Datum: Unterschrift:

Dort waren nämlich die interessantesten Vorschläge zu hören. Die interessantesten neuen Ideen wurden debattiert, machtlos, gut, also insofern uninteressant, aber trotzdem hat sich das Schwergewicht der Berichterstattung dann auf diese NGOs verlagert. Das fand ich ein ganz interessantes Phänomen.

Ich kann das an einem ganz kleinen Punkt nachweisen. Das ist ein Versuch, diese horrenden Gewinne aus der Spekulation wieder verfügbar zu machen auch für die Allgemeinheit. Ein Wirtschaftsnobelpreisträger namens James Tobin hatte vorgeschlagen, daß die UNO doch diese Milliardengewinne mit 0,01% versteuert, mit der sog. Tobin-Steuer. Der Vorschlag ist natürlich in der Schublade versunken und nie weitergekommen. Das haben viele NGOs

wieder aufgenommen. Wenn man überhaupt eine Hoffnung auf die UNO setzt, dann die, daß sie einmal die Funktion einer Weltregierung übernehmen könnte. Im Augenblick wird die UNO von den USA und auch von vielen anderen Ländern in einem Maß boykottiert und zerstört, das natürlich für sich selbst spricht. Die wollen die Welt-herrschaft der Multis und nicht irgendein Recht der UNO. Aber wenn man einmal auf die UNO achtet, dann empfehle ich die UNDP, also United Nations Development Programm, das ist sozusagen der linke Flügel dieser Bande, da kann man immer noch etwas lernen. Was die UNDP sagt, ist meistens von Interesse für unsere Fragestellungen. Ich sage das nur so als ein Tip, der mir auch erst im Lauf langer Jahre so klar geworden ist.

Der Preis des Abos ist am Anfang des Kalenderjahres auf unser Konto beim Postgiroamt Dortmund Nr. 189 389-464 (BLZ 440 100 46) zu überweisen. Leichter geht es für beide Teile, wenn Sie uns eine Abbuchungserlaubnis erteilen (auch »Alt-AbonnentInnen«).

KontoinhaberIn:

Anschrift:

Hiermit ermächtige ich den Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V. widerruflich

- eine einmalige Spende in Höhe von DM ,
- die Abo-Gebühr für »CuS« von DM 20,- (Ausland DM 25,-) im Jahr,
- die Gebühr für ein Förder-Abo in Höhe von DM im Jahr von meinem

Konto bei der (Kreditinstitut)

BLZ Konto-Nr. einzuziehen.

Datum: Unterschrift:

Die Abbuchungsermächtigung bezieht sich auf ein Neu-Abo Alt-Abo

Die Analyse mit diesen drei Faktoren, die ist natürlich nicht gerade sehr hoffnungsreich. Die philosophische Grundlage der Wirtschaft ist nach wie vor die kapitalistische, nämlich das erleuchtete Selbstinteresse des Individuums. Man muß sich nur noch einmal etwas genauer ansehen, was die eigentlich unter Individuum verstehen. Das ist, wenn man es genau nimmt, nämlich ein ganz besonderes Individuum. Das ist weiß, nicht etwa andersfarbig, das ist gesund, und nicht etwa behindert, das ist Mann, und nicht etwa Weiber (die doch ewig aus komischen Gründen ausfallen oder irgend etwas anderes machen außer den homo oeconomicus in sich zu entwickeln) und das ist ausgebildet, professionell. Es ist der Typ, den ich im Flugzeug treffe, crossatlantisch, das ist immer derselbe Typ. Der hat so seinen Samsonite bei sich, dies kleine schwarze Köfferchen, da ist alles Wichtige drin, liest immer die Papiere unterwegs, ist gesund, sonst fällt er eben aus. Das ist wohl die Grundlage dessen, was man auch das Industriepatriarchat nennt mit gutem Grund, wie ich denke. Frauen, Kinder, Alte, Behinderte und Natur kommen nicht vor. Das sind keine Wirtschaftsfaktoren, das ist vernachlässigbar, das ist uninteressant. In den wesentlichen Bereichen, wo die ihre Rechte einfordern, werden sie ihnen verweigert.

Es ist ja kein Zufall, daß sich bei uns die Menschenrechtsdebatte auf China und das Recht der freien Meinungsäußerung konzentriert und daß alle anderen wesentlichen Menschenrechte, nämlich das Recht auf Arbeit, das Recht auf Gesundheit, das Recht auf Erziehung, das jedes Kind auf dieser Erde hat, nicht diskutiert werden. Von denen hört man nichts, die Diskussion hat sich vollkommen individualistisch, demokratisch verengt, und die wirklichen Zwänge werden überhaupt nicht berücksichtigt. Auch das ist so eine nordamerika-

nische Umpolung dessen, was Menschenrecht eigentlich heißt.

Dazu nur noch einmal ein Beispiel. Sie wissen vielleicht auch, daß nach der Wende Leute von der Bürgerrechtsbewegung in der DDR versucht haben, die Verfassung zu ändern. Unsere Verfassung in der Bundesrepublik war eine vorläufige, war als solche deklariert und sollte geändert werden nach einer möglichen Wiedervereinigung. Das war so ein Traum der Väter und Mütter der Verfassung. Und jetzt versuchten das also einige wieder, und dabei ging es vor allem um das Recht auf Arbeit, das rein sollte in die Verfassung. Es wurde mit allem anderen abgelehnt. Das, was man also Wiedervereinigung nennt, und was eigentlich besser Anschluß so im Sinne Österreichs an das Hitler-Deutschland heißen müßte, das wäre eine korrektere Ausdrucksweise, weil es nicht ein Zusammenwachsen von Verschiedenen, die ihre Geschichte auch einbringen können, ist, sondern wirklich eine Übernahme oder eben ein Anschluß. Also Arbeit, Bildung und Grundversorgung von Gesundheit sind keine Menschenrechte mehr in diesem Sinn in unserer Welt.

Zum Homo oeconomicus und diesem merkwürdigen Gesunden, Ausgebildeten und Flexiblen, muß ich vielleicht noch etwas sagen. Dieser homo oeconomicus ist ein Wesen, der jederzeit versetzbar ist, zwei Jahre Tokio, zwei Jahre Rio, dann kommt er einmal nach Hamburg. Warum sollte er denn, um Gottes willen, sich für die Grundschule seiner Kinder interessieren, falls er welche (so etwas Altmodisches) hat? Ein Gemeinwesen kann ja da gar nicht gedacht werden. Er ist ja gar nicht integriert in ein Gemeinwesen. Das interessiert ihn ja auch einen feuchten Kehricht. Das Essen ist überall dasselbe, die Hotels sind überall dieselben, Coca cola überall und dann noch ein bißchen Folklore obendrauf. Das ist die Kultur. Da bleiben solche Realerfahrungen, die Frauen durch Familienbin-

dungen, Bindungen an Kleine und Alte und alle möglichen anderen Lebewesen immer noch machen, völlig außer Betracht. Wir werden erzogen in dieses Weltbild hinein, ganz einfach gesagt, die kapitalistische Erziehung hat sich also ungeheuer vervollkommen. Die traditionellen Erziehungsinstitutionen Kirche, Schule, Familie haben überhaupt keine Macht mehr gegen den Kasten. Die einzige Erziehungsinstitution ist das Fernsehen, mit demnächst – ich weiß nicht – 50, 40 Programmen, die alle oder fast alle in eine gleiche Richtung der Erziehung zielen. Du hast die falschen Schuhe an, die haben nicht die richtige Marke, du mußt teurere kaufen.

...
Diese Art von Bedürfnismanipulation, Herstellung immer neuer Bedürfnisse in dem globalen Markt, das ist fast, wie es da ein neues Buch gibt, eine Art Religion, ein Religionsersatz. Das Kaufen als Religionsersatz, Verwirrtwerden, Überwältigtwerden durch das, was man im Amerikanischen overchoiced nennt. Das ist wirklich ein krankhaftes Phänomen. Man findet sich gar nicht mehr zurecht, man weiß gar nicht, was man nehmen soll. Wenn man nicht sehr genau weiß, was man will, und das kommt natürlich aus einer anderen Bedürfniskultur, wird man ständig abgelenkt. Das Einkaufen selber wird zu einem Kultakt, wie das eben für ganz viele Jugendliche ist, ja, Einkaufen oder Stehlen. Die Unterklasse bedient sich in diesen Läden entsprechend. Das ist mit eingeplant, die Schwundstufe. Die großen Geschäftsleute planen das von vornherein mit ein in den Großstädten, daß da etwa 25 bis 30% verschwindet. Die Preise sind so kalkuliert, daß das nichts macht. Ja, das gehört mit zu dieser Realität und der Spiritualität.

Ich nähere mich schleichend der Spiritualität, die dabei erzeugt wird, weil ich denke, daß das auch eine unserer Aufgaben ist. Ich habe mich hier irgendwo an ein

nem Eckchen in eurer Einladung gestoßen: „... daß Christ/inn/en in diesen Veränderungen mehr beizutragen haben, als ein mehr oder minder frommes Gemüt.“ Das fand ich eine aus der klassischen linken Anti-Religionshaltung stammende Altkiste, darum geht es heute nicht mehr, würde ich schlicht zu behaupten wagen. Erstens gibt es diese frommen Gemüter nicht mehr, das ist eine Illusion, und zweitens ist auch das fromme Gemüt, das ich einmal mit einer etwas anderen Spiritualität übersetze als die erwünschte, absolut notwendig. Wir müssen ein anderes Denken, Fühlen, Wünschen und Beten lernen. Ich finde, die Spiritualität, die diesem Kapitalismus mit seinen unglaublichen Verführungen, seiner absoluten Macht, seinem Pragmatismus, seiner Wissenschaftsgläubigkeit, Wissenschaftsanbetung geradezu, noch widerspricht, dazu braucht es tatsächlich etwas mehr als rationale Analyse. Und das ist also für mich auch ein Stück linker Selbstkritik. Linke Selbstkritik beginnt für mich da, wo ich mich frage, ja, was haben wir denn da falsch gemacht eigentlich im realen Sozialismus? Man kann ja da sehr viele Dinge nennen, sicher die Teilung der Macht, also die Demokratisierung war eines der Grundprobleme, aber es hat auch etwas zu tun mit einer Sache – ich habe die gerade etwas erforscht und will das zitieren.

...
Ich sitze an einem etwas dickeren Buch, das ich gerne noch schreiben möchte in diesem meinem Leben über Mystik und Widerstand, und ich halte das für ein absolut notwendiges Thema. Einmal um der Religion willen, die sich selbst verflacht und selbst zerstört, wenn sie die Mystik abschafft. Es gibt da eine sehr schöne Analyse von einem katholischen britischen Theologen aus dem Anfang des Jahrhunderts, Baron von Hügel, gestorben 1924, der sagt, jede lebendige Religion hat drei Elemente. Das eine ist die Institution, die man auch

das petrinische Element nennt, das zweite ist das intellektuelle, das ist das paulinische und das dritte ist das mystische, das er das johanneische nennt. Diese drei Herren, Petrus, Paulus, Johannes, machen es, wie alle Gockel meinen, sie seien die einzigen, und werten die beiden anderen ab. Das sieht man ja ganz deutlich aus Rom, Petrus: Da gibt es nur die petrinische Dimension. Alles andere ist unwichtig, das kann so irrational sein wie es will. Es wird eben geherrscht und verwaltet und vielleicht etwas weitergegeben. Im Protestantismus herrscht Pau-



lus. Die Mystik steht unter Totalverdacht, das war schon immer und immer noch, und mit New Age natürlich noch besonders. Und ich höre dasselbe auch kritisch. Ich finde das Schema wunderbar, damit kann man wirklich Erkenntnisse gewinnen.

Das New Age hat eine wahnsinnige Angst vor intellektueller Durchleuchtung, Klärung von Widersprüchen – also alles das, was schön ist an intellektueller Klärung, wird da abgeschafft – und einen ungeheueren Vorbehalt gegen jede Form von Institution. Das hört man ja überall bei jüngeren Leuten. Ich habe das jahrelang erlebt. Wenn ich einen Vortrag halte, kom-

men da irgendwelche Journalisten oder auch -innen zu mir und sagen: Ja, das war ja wunderbar, Frau Sölle, das finden wir ja alles auch, und sie haben ja so recht, aber sie meinen doch nicht etwa die Kirche? Ich war erst ganz erschrocken, als das zum ersten Mal passierte, und sagte, ach, doch, eigentlich meine ich die. Sie ist natürlich nicht immer so, das sehe ich auch, aber so ist das da eigentlich gemeint, da wollen wir hin. Und dann wird man gleich fallengelassen, das gehört auch mit zu diesem Spiel. Ich habe das so oft erlebt, ein tief verwurzelter Anti-Institutionalismus, eine Angst vor Institutionen, als seien die in sich etwas Falsches, während sie doch in Wirklichkeit Dauer, Rituale und alle möglichen wichtigen Erziehungssachen garantieren. Aber das ist in diesen Kreisen sehr unbekannt.

New Age heißt auch, alle zwei, drei Jahre mindestens das Ritual, also das Kräuterbad oder die Düfte oder die Eßkultur oder die Sternzeichen wechseln, den Guru wechseln, auch die esoterische In-Group wechseln. Das sind die Haupt-Wechsel, die da ständig passieren und die eben diese Heimatlosigkeit auch anzeigen. Ich sage immer, was diese Leute suchen, das ist ein richtiger Hunger, der ist berechtigt, der Hunger nach Mystik, den sie nicht gestillt kriegen. Das Unglück ist, daß sie ihn mit Fastfood stillen, und da sollten wir uns vielleicht doch noch einmal überlegen, ob wir nicht ein bißchen was Besseres anzubieten haben als dieses Fastfood, was überall auf dem Markt herumläuft.

Wie gesagt, ich beschäftige mich mit dieser Dimension der Religion und ihrem Verhältnis zum Widerstand, weil mir unterdessen klar geworden ist, wieviel Mystik und Widerstand miteinander zu tun haben, und eigentlich nur eine solche innerste Gewißheit, wie sie in der Mystik für viele Menschen erfahrbar ist, also eine Erkenntnis Gottes aus der Erfahrung, wie die klassische scholastische Definition der Mystik

heißt, *cognitio Dei experimentalis*, notwendig ist, um in den Zeiten der Niederlage der Utopien und Träume und Hoffnungen durchzuhalten. Das, glaube ich, ist sehr wichtig. Ich sehe da einen stringenten Zusammenhang: Die meisten Mystiker, und Mystikerinnen erst recht, waren in Konflikt mit ihren Gesellschaften, haben darunter gelitten, sind gekreuzigt worden wie der Sufi-Mystiker Al-Halladsch in Bagdad oder Jesus oder andere und verbannt worden oder wie Marguerite Porète enthauptet als Begine. Das gehört mit in die Geschichte. Aber was mich interessiert, ist wirklich, wie das Verhältnis zu denken ist zwischen dieser anderen Spiritualität. Und da ist mein erster Einwand gegen den traditionellen Marxismus und die Arbeiterbewegung in seinem Gefolge, obwohl die selber natürlich auch noch andere Dimensionen hatte, nämlich eine Überwertigkeit der Analyse. Es ist einfach nicht wahr, daß aus der Analyse Erkenntnis und Handeln folgt. Seht euch doch diese ganzen früheren Linksintellektuellen an, die sind jetzt alle zynisch, wissen alles besser. Ihr wesentliches Wissen ist Todeswissen, sie wissen immer wie noch schlimmer es ist, was man noch alles nicht essen darf wegen der Schwermetalle. Sie übertrumpfen sich selbst immer in dem „Es ist alles noch viel schlimmer, als die da meinen“. Und statt an irgendwelchen Hoffnungszeichen oder -elementen sich festzumachen, machen sie ihre eigene analytische Schläue fest an den katastrophalen Zeichen. Ich empfinde da etwas ganz tief Falsches, und das hat mit etwas anderem zu tun als dem, was wir rationale Analyse nennen.

Es ist auch eine Erfahrung, die ich aus der Begegnung mit vielen pazifistischen, ökologischen und auch ökonomischen Widerstandsgruppen etwa in der Dritten Welt, in Lateinamerika ganz gut kenne. Da ist mir ganz klar geworden, daß Erfahrung, Analyse und Einsicht allein zu schwach

sind, uns herauszuholen. Es muß da noch irgendeine andere Qualität da sein, die Menschen aufstehen läßt und „Nein“ sagen läßt mit ihrem Konsum und ihrem Leben und ihren Gemeinschaften und sie auch befähigt, Leiden auf sich zu nehmen, was eine Folge von Widerstand ist. Ich denke oft, wir brauchen eine andere Sprache, die eine Erinnerung an schon geschehene Befreiung hat, und ein Versprechen von zukünftiger. Und diese Sprache haben wir natürlich als Erben der jüdischen und christlichen Tradition, Geschichten von Be-



freiung und Verheißung von Befreiung. In diesem Zusammenhang können wir leben. Eine andere Hoffnung auch als die politisch berechenbare. Denn wenn ich mich, ehrlich gesagt, ans politische Rechnen mache, dann ist nicht sehr viel Hoffnung zur Zeit. Und da sind natürlich auch die Schwächen der Marxschen Theorie. Die historische Hoffnung auf das Industrieproletariat als die Träger der Revolution, das ist passé. Das gibt es natürlich immer noch, und die Bündnisse in dieser Richtung sind sehr zu begrüßen, aber das sind nicht diejenigen, die für die Welt eintreten, sondern das sind ganz, ganz andere Gruppen.

Die Chiapas-Indianer in Mexiko sind eigentlich eine sehr interessante Gruppe von

einem ethnischen Widerstand, also einem antirassistischen Widerstand, und dem Traum von einer Welt, in der alle Platz haben, auch diese 80% Überflüssigen. Das Echo, was das in vielen linken Kreisen gehabt hat, hängt auch zusammen mit der Sprache, die da gesprochen wird, und die nicht nur die Analyse benutzt, sondern ganz anders an unsere Hoffnungen und Wünsche anknüpft. Ich habe beim Suchen noch einmal einen interessanten kleinen Text von Martin Buber gefunden, der einen Unterschied macht zwischen religiösen und nicht religiösen Bewegungen, die auf Veränderung der Gesellschaft hinarbeiten. Er benennt den Unterschied zwischen den säkulareren Bewegungen, die eine Erneuerung der Gesellschaft anstreben, und den religiösen. Er meint, der läge im Verhältnis zum Urbestand der Überlieferung. Entweder wird der von Grund auf verworfen – alles was war, ist Mist, die Axt muß an die Wurzel gelegt werden, die Wurzel ist der Mensch, radikal sein, heißt, die Axt an die Wurzel legen. Also der vorgefundenen Ordnung wird die Axt an die Wurzel gelegt. Oder, so fragt er, gibt es nicht auch andere Erneuerungsbewegungen, die eine nicht eliminatorische Beziehung auf die Tradition haben, die also die nicht vollständig vernichten wollen, die Tradition der Kultur, der Religion, der Hoffnung, die vorher da war.

Religiöse revolutionäre Bewegungen knüpfen an das Wissen von dem, wie es gemeint war, an, wie es in der Schöpfung gemeint war: Mann und Frau Ebenbild Gottes, kein Patriarchat, das ist Fluch, das Patriarchat nach der Bibel. Sie knüpfen daran an, sie gehen von dem verborgenen Funken in jedem Menschen aus, sie wollen den Spiegel, der wir sein können, von seiner Trübung reinigen, das Verlorene wiederbringen, das Zerstörte wiederherstellen. Ich frage mich auch, ob das Scheitern des Staatssozialismus nicht auch in einem Zu-

sammenhang mit der Totalität seiner Absage an überkommene Kultur, Tradition und Werte steht. Es gab da gar keine Berufung auf die Zeit, „als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der reiche Mann“: das haben die Leveller gesungen, als sie aufstanden gegen die Feudalherrschaft. Die haben sich auf die paradiesische Urtradition berufen und haben da Anhaltspunkte gefunden. Und das ist an vielen Stellen Erinnerung an die gute Geschichte vom Anfang des Lebens in der Schöpfung. Das ist ja eine zentrale Aussage, daß das Leben gut ist, sogar sehr gut, der Herr Schöpfer.

Die neuen Eliten, also im Staatssozialismus, waren immer Autoren ihrer selbst. Sie stammten nicht irgendwo her, sie mußten das erst schaffen: Sie waren auctor sui. Es gab keinen guten Anfang, der Anfang war korrupt von vorn bis hinten und mußte weg. Und deswegen also auch diese Religionsfeindschaft, -zerstörung, -aufhebung. Die wollten das ganz Andere und nicht die renovatio, die die religiösen Gruppen sehr, sehr oft gesucht haben im Rückgriff auf die gute Tradition von der Schöpfung, von dem, was schon einmal an Befreiung geschehen ist, vom Exodus zum Beispiel. Erneuerung des Gesichts der Erde, *renovabis facem terrae*, du erneuerst die Gestalt der Erde, diese Beziehung auf den Ursprung des Lebens. Wer das Novum will, braucht die Renovatio, und nicht das absolute Novum. Das ist also die These, so spinne ich den Buber ein bißchen aus. Und er braucht auch die Erinnerung und das Fest, in dem die renovatio, die vielleicht möglich ist, schon jetzt gefeiert ist. Es hängt mit der Gegenwart des Reiches Gottes zusammen, es ist ja doch ein Grundzug der jesuanischen Botschaft: Es kommt und es ist schon da, komischer Widerspruch. Entweder es ist da, oder es ist nicht da, was soll das? Aber so hat er das gelehrt und verstanden. Und das Dasein war bezogen, dort, wo es gefeiert und gelebt wurde, im Kleinen, in der Je-

susgemeinschaft. Also diese Wanderradikalen, die da herumzogen und das, was gut war, feierten, erlebten, erinnerten und vorwegnahmen. Das gehört beides ins Herz der Religion hinein, und ich glaube, davon dürfen wir uns nicht trennen lassen, gerade als Religiöse und Linke. Ich glaube, wir müßten noch etwas weiter über diese Fragen nachdenken. Das finde ich gerade deswegen wichtig, weil eine spirituelle Erneuerung mir so ungeheuer wichtig erscheint.

Jetzt mach ich gleich Schluß, es wird zu lang. Ich will nur noch eine praktische Geschichte erzählen, an der mir das ganz klar geworden ist. Ich habe eine wunderbare Freundin, die Grundschullehrerin ist in Harburg, also meistens bei Türken, Afghanen und ein paar verarmten Subproletariern deutscher Herkunft. Die gibt da Unterricht – ich weiß gar nicht, ob sie das Religion schimpft oder nicht, ist aber auch egal. Sie steckt jedenfalls manchmal Samen in die Erde und sagt, „nun warte doch mal, in vierzehn Tagen ...“ und „siehst du schon was?“ Das kennen die natürlich alles nicht, sie wissen überhaupt nicht, was das ist. Sie kennen wirklich nur die Namen aller Automarken und nicht einen einzigen Namen einer Blume. Blume ist das Ding, was man in „Blume 2000“ kauft, es ist eine Ware wie jede andere auch, am Muttertag geht man dahin, fertig: das ist Blume. Man muß sich das ganz, in seiner ganzen Brutalität klar machen, wie das vor sich geht.

Oder noch eine andere kleine Geschichte von dieser Lehrerin. Die ist mit Sechs- oder Siebenjährigen auf eine Klassenfreizeit gefahren, und zwei schliefen

nicht ein. Sie ging zu deren Bettchen und erzählte ihnen, was sie träumen sollten. Worauf alle 16 andern natürlich schrieen, sie wollten das auch. Sie mußte also 16



Dorothee Sölle mit Reinhard Gaede, dem ehemaligen leitenden Redakteur von CuS

Geschichten erzählen oder 16 Kindern sagen, was sie träumen sollten. Und dann fuhren diese Kinder nach Hause und einige sagten ihren Müttern, sie sollten ihnen doch auch erzählen, was sie träumen sollten. Und da sagten einige dieser Mütter, das können wir nicht, das kann nur die Lehrerin, die hat darauf studiert. Was nun mehrere Irrtümer enthält, wenn man das Studium betrachtet. Aber es ist wirklich so grauenvoll. Es gibt weder ein Lied am Abend, es gibt kein Gebet, davon brauchen wir gar nicht mehr zu reden, keine Geschichte in diesen Verhältnissen. Der Knopf wird ausgedrückt an dem Ding, das eben für all das zu sorgen hat, was früher einmal Gebet, Lied oder Geschichte war. Das gibt es alles nicht mehr, das wird prof-

fessionalisiert verstanden. Es ist grotesk, daß Mütter sich eigentlich nur noch als Gebäerinnen verstehen, und ich weiß nicht was. Zugegeben, das ist der unterste Rand der Gesellschaft, das ist richtig. Das sind ja nicht eure Erfahrungen, aber darauf läuft es hinaus. Jetzt kommt noch die letzte Geschichte aus dieser Kiste: Vor Weihnachten hat meine Freundin den Kindern die Aufgabe gestellt, einen Wunschzettel zu schreiben, mit der Überschrift „Wünsche, die man nicht für Geld kaufen kann“. Großes Nachdenken, gibts das? Also Kinder, die den ganzen Kopf voll Wünsche haben und ganz genau die Preise kennen. Und nach

einigem Nachdenken kamen dann Wünsche, die mit der Natur und dem Stückchen ökologischer Erziehung, was sie da macht, zusammenhingen: Wünsche, die man nicht für Geld kaufen kann. Das ist Erziehung zum Gebet. Darum handelt es sich, und das müssen wir mitmachen und lernen und lehren, um uns widerstandsfähig zu machen. Wir brauchen dazu eben nicht nur eine klare Analyse, sondern eben auch eine andere Hoffnung, eine andere Sehnsucht, andere Wünsche, die wir aus uns ausgraben müssen, die wir miteinander teilen müssen, und für die wir die altmodische Sprache dieser ollen Bibel benutzen.

Einladung

zum Kennenlernen, Wiedersehen, Mitdiskutieren und Mitfeiern
auf dem 27. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Leipzig
vom 18. bis zum 22. Juni 1997

Der Kirchentag ist nicht nur ein wichtiges geistliches, politisches und Medienereignis in der Bundesrepublik, sondern auch wieder eine große Chance für den Bund, neue Menschen für das Anliegen des Religiösen Sozialismus, und dieses Jahr hoffentlich besonders viele gelernte DDR-Bürger/innen, zu interessieren.

Info-Stand auf dem Markt der Möglichkeiten (N 5 T 01)

„Wirtschaften für das Leben, nicht für das Kapital“: Info-Stand im Marktbereich 2 (Miteinander leben) in Halle 5 der Neuen Messe, Standnummer T 01. 19. bis 21. Juni jeweils von 10.00 bis 18.00 Uhr. Schaut doch vorbei, und überlegt mit uns, wie wir das Motto in der Gesellschaft umsetzen können!

Gottesdienst in freier Gestaltung (Innenstadt, Stentzlers Hof)

„Gerechtigkeit erhöht ein Volk, die Sünde ist die Schmach der Nationen“ (Buch der Sprüche, Kapitel 14 Vers 34): religiös-sozialistischer Gottesdienst in freier Gestaltung. 21. Juni, 19.30 Uhr, Stentzlers Hof, Petersstr. 39-41, 1.OG, R.1 (kommerzieller Raum der Firma BSH).

Feiert doch mit, auch oder gerade wenn Ihr kirchenkritisch oder „unkirchlich“ seid!

10.11.1996

Eklat bei Vorbereitung des Kirchentags – „Ein Podium für SED-Sympathisanten“

Von MICHAEL J. INACKER
Hamburg
Die Leitung des nächsten Evangelischen Kirchentages, der vom 18. bis 22. Juni 1997 in Leipzig

Kirchentages „Auf dem Weg der Gerechtigkeit ist Leben“ angenommen fühlen, wenn dieses Thema nicht zu einem großen Anliegen des Kirchentages ge-

hört. „Bund religiöser Sozialistinnen“ oder „ChristInnen für den Sozialismus“. Die Leipziger Bürgerrechtlerin befürchtet, daß durch die linken Gruppen dieser

Ulrich Peter

Die Rechte versucht, die Linken aus dem Kirchentag zu drängen

Seit Jahrzehnten ist der evangelische Kirchentag durch einen breiten Pluralismus geprägt. Auf der einen Seite traten viele profilierte linke Christinnen und Christen bei den Veranstaltungen und Foren auf, auf der anderen Seite gab es auch Veranstaltungen mit CDU-Ministern. Der „Markt der Möglichkeiten“ war ein regelrechtes Labor der „friedlichen Ko-Existenz“. Evangelikale und „freie Protestanten“, Atom-Gegner und Atom-Befürworter, Gegner der Marktwirtschaft wie entschiedene Kapitalismus-Anhänger standen sich hier gegenüber, und – bei den Ständen – nicht selten nebeneinander. Beim Dortmunder Kirchentag 1991 standen wir religiösen SozialistInnen direkt neben den „Christen in der Chemie“, die das hohe Lied der Umweltverantwortung „ihrer“ Betriebe sangen.

Dieses Aushalten auch deutlicher Gegenpositionen war immer ein wichtiges Anliegen des Kirchentages. Positionen sollten ausgetragen werden, was bedeutete, daß sie auch vorgetragen werden durften.

Schwierig und anstrengend wurde dies bei Organisationen, die die Apartheidpolitik

der südafrikanischen Regierung verteidigten und bei Gruppen wie der „Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte“ (IGFM) des Herrn Löwenthal, die eine Vielzahl von Menschenrechtsverletzungen im Ostblock, aber keine in Chile und in Nato-Ländern entdeckte.

Es gab immer eine (kleine) Zahl linker Gruppen, die mit dem Bezug auf den „prinzipienlosen Pluralismus“ des Kirchentages überlegten, diesen zu boykotieren. Auch bei uns wurde dies von Einzelnen vertreten. Wir haben dies immer abgelehnt und als politisch falsch kritisiert, da wir uns mit einem Fernbleiben von der Masse der kritischen ChristInnen isoliert und ohne Not eine Aktionsplattform geräumt hätten – zugunsten der rechten Kräfte in der Kirche.

Jetzt fühlen sich Teile dieser Rechten kräftemäßig in der Lage, ihrerseits den Pluralismus des Kirchentages aufzukündigen und mit der Verdrängung linker Gruppierungen zu beginnen.

Da wir davon ausgehen, daß auch viele unserer Leserinnen und Leser diese Kampa-

gne im Vorfeld des Leipziger Kirchentages nicht mitbekommen haben, sollen der Verlauf, der Inhalt und die Akteure im folgenden vorgestellt werden.

Am 10.11.1996 berichtete die „Welt am Sonntag“ auf S.41 über einen „Eklat bei Vorbereitung des Kirchentags“. Die zweite Überschrift „Ein Podium für SED-Sympathisanten“ gab die Stoßrichtung an. Kritisiert wurde die „einseitige Ausrichtung des Kirchentagsprogramms“. Festgemacht wurde dies daran, „daß das Thema SED-Diktatur nicht ausreichend behandelt werde, während gleichzeitig eine Gruppierung der PDS und andere sozialistische Gruppen zu dem Protestantentreff zugelassen würden“. In dem Artikel wurden dann auch sofort die gemeinten Gruppen aufgeführt. „Unter dem Thema <Entwicklung der Demokratie> sei mit der Gruppe <ChristInnen bei der PDS> eine PDS-Organisation zugelassen worden. Weiter seien mehrere Linksgruppierungen dabei – wie beispielsweise der Leipziger <Rosa-Luxemburg-Verein>, die <Initiative Christliche Linke>, <Komitee für Gerechtigkeit>, „Bund religiöser SozialistInnen“ oder <ChristInnen für den Sozialismus>.“



Da es bei der Rechten mittlerweile in Mode gekommen ist, derartige Ausgrenzungen von „Bürgerrechtlern“ vornehmen zu lassen und ihnen somit die Weihe von ausgewiesenen Widerstandskämpfern zu verleihen, durfte diesen Part in Leipzig eine „Vertreterin des „Bürgerkomitees Leipzig e.V.“ spielen und ihrer Befürchtung Ausdruck verleihen, „daß durch die linken Gruppen dieser Marktbereich <ein Podium für die Interessen derer wird, die das DDR-System mitgetragen haben>.“

Ich habe jetzt keine Lust, auf den völlig bescheuerten Inhalt einzugehen. Daß ausgerechnet wir das DDR-System mitgetragen haben sollen, wäre ein Grund für eine Klage wegen übler Nachrede. Aber darum geht es hier überhaupt nicht. Es geht darum, „die einseitige Präsenz linker und linksextremistischer Gruppierungen“ auf dem Kirchentag zu beenden. Wie „einseitig“ dies bei über 700 Marktständen ist, habe ich oben mit dem Hinweis auf IGFM und Apartheids-Freunde etc. aufgezeigt. Solange die „Christen in der SPD“, die „Christen bei den Grünen“ und der „Evangelische Arbeitskreis der CDU“ ihre Stände haben, solange haben auch die PDS-ChristInnen ein Recht, dort zu sein – oder der Kirchentag ändert seinen Charakter. Und genau darum geht es.

Daß der „Markt der Möglichkeiten“ nur Anlaß zu weiterem Vorgehen war, machte das Vorgehen wegen der geplanten Bibelarbeit des ehemaligen SED-Betriebssekretärs der SED-Bezirksleitung Leipzig, Roland Wötzel, deutlich. Dieser war vom Kirchentagspräsidium eingeladen worden, im „Forum Christen und Nichtchristen im Dialog“ zusammen mit dem renommierten reformierten Theologen Peter Bukowski eine Bibelarbeit zu gestalten. Pikanterweise sei angemerkt, daß dies auf Vorschlag Leipziger Christinnen erfolgte.

Völlig egal, mit welcher Intention die Einladung erfolgte und ob diese taktisch

geschickt war: Das „Bürgerkomitee“ machte mobil und forderte die Ausladung. Jetzt kann ich ganz gut verstehen, daß es hier jede Menge alte Rechnungen, Verletzungen und Wunden gibt. Aber der Mann ist doch nicht eingeladen worden, um zu erzählen, wie schön es beim MfS war und die DDR hochleben zu lassen, sondern um über einen Bibeltext zu meditieren. Daß die, die Ausgrenzung erfahren haben, jetzt zurück-ausgrenzen, ist menschlich verständlich, aber bei einer christlichen Veranstaltung nicht zu akzeptieren. Hier geht es um unverzichtbare Grundlagen der christlichen Botschaft. Christus ist auch nicht gegen die SED-Leipzig gestorben, sondern für alle Menschen. Muß dies heute wieder laut gesagt werden?

Mittlerweile ist die Bibelarbeit abgesagt und Wötzel ausgeladen. Ich bin sicher, daß dies den Startschuß weiterer Aktivitäten darstellt. Denn auf Michael J. Inacker ist Verlaß. Noch nie gehört den Namen?

Als ich im Frühjahr 1993 als damaliger Bundesprecher des BRSD als Referent zu einer Akademietagung der Ev. Akademien der Pfalz und Badens mit dem Titel „Roter Himmel auf Erden – Der religiöse Sozialismus“ eingeladen war, fand ich als einen Mit-Referenten „Michael J. Inacker, Redakteur Welt am Sonntag, Hamburg“ auf dem Programmzettel. Da außer mir Vertreter von SPD, CDU und CSU und F.-M. Balzer eingeladen waren, dachte ich dabei an nichts besonderes. Der junge Herr im Yuppi-Outfit, der erst am letzten Seminartag anreiste und beim Frühstück seinen Nutella-Topf auspackte und als Herr Inacker vorgestellt wurde, wirkte nicht bedrohlich. Dies änderte sich schlagartig bei seinem ersten Beitrag in der Podiumsdiskussion. Rüdiger Reitz, Kirchenreferent der Bundes-SPD, wurde frontal mit der „Stasi-Affäre-Stolpe“ angegangen. Über mich sagte er: „Ich komme gerade von der Gauck-Behörde und weiß aus sicherer Quelle: Mit Herrn

Peter und dem Bund der Religiösen Sozialisten wird sich demnächst die Gauck-Behörde beschäftigen“.

Im Klartext also: Ulrich Peter ist ein Stasi-Spitzel und der BRSD eine Stasi-gelenkte Organisation, so nach der Methode: Wer links ist, spitzelt auch. Daß er dies vor über 100 Menschen in einer evangelischen Akademie sagte, war das eine. Das andere war, daß mich die Tagungsleitung in Person des Badener Akademieleiters Ehmann im Regen stehen ließ und von aufgebrachten Tagungsteilnehmern regelrecht zum Eingreifen genötigt werden mußte, was er dann mit der Empfehlung tat, „in den nächsten Wochen die Presse zu beobachten und sich selbst ein Urteil zu bilden“.

Ich habe unmittelbar nach der Tagung, beschleunigt durch die Hilfe eines Arbeitskollegen und Freundes, der, Ostberliner Bürgerrechtler und zusammen mit dem heutigen CDA-Vorsitzenden und CDU-MdB Rainer Eppelmann lange im Friedenskreis der Samaritergemeinde, seinen Draht zu Eppelmann für mich nutzte, bei der Gauck-Behörde um Aufklärung gebeten.

Am 19.8.1993 erhielt ich die folgende Antwort: „Bezüglich Ihrer Anfrage möchte ich Ihnen mitteilen, daß in meiner Behörde weder zu Ihrer Person noch zum Bund der Religiösen Sozialisten Deutschlands ein Antrag auf Auskunft aus den Unterlagen beim Bundesbeauftragten vorliegt und demzufolge auch keinerlei Recherchen eingeleitet worden sind“. Unnötig hinzuzufügen, daß sich daran bis heute nichts geändert hat. (Wir haben über diese Tagung, Herrn Inacker und das unglaubliche Verhalten der Tagungsleitung in CuS 2 und 3/1996 berichtet.)

Erst später ist mir aufgegangen, was sich da abgespielt hatte. Im Gegensatz zu mir war den Veranstaltern, d.h. den beiden evangelischen Akademien, die Person Inacker bekannt, sonst hätten sie ihn wohl kaum eingeladen. Das läßt den Eindruck

entstehen, daß die ganze Angelegenheit inszeniert war, um innerkirchlich sozialistische Positionen zu diskreditieren. Herr Inacker hätte demnach die Funktion des „Wadenbeißers“ (so nannte diese Leute mal Herbert Wehner) zu übernehmen gehabt und als Schreiber der Springerpresse war von ihm auch ein unbefangener Umgang mit der Wahrheit zu erwarten. In meinem Fall hatte er eindeutig gelogen.

Zwei Jahre später sah ich Herrn Inacker auf dem Hamburger Kirchentag wieder. Autonome hatten den Stand der Paneuropa-Jugend, der rechtsextremistische Tendenzen nachgesagt werden, abgeräumt, und ich sah einige Zeit nach dieser Aktion Herrn Inacker am Stand der Paneuropa-Jugend in intensivem Gespräch mit Kritikern. Ich sage hier nicht, daß Herr Inacker hinter dem Stand dieser Gruppe war (so einfach möchte ich es den Anwälten der Welt am Sonntag nicht machen), aber am Stand war er. Ich war so nah dran, daß ich auch die Diskussion verfolgen konnte. Herr Inacker vertrat leidenschaftlich den Gedanken der Toleranz und des friedlichen Austragens

von Konflikten und daß auch die Pan-Europa-Jugend ein Recht habe, auf dem Kirchentag zu sein.

Diese Toleranz, die nach rechts und noch ein Stück weiter geübt wird, ist die eine Seite der Medaille. Für Positionen, die links von diesen Herren ist, gibt es nur solange Toleranz, wie man nicht in der Lage ist, diese Positionen auszugrenzen.

Wir sind gut beraten, unsererseits das Toleranzgebot des Kirchentages und seine Pluralität zu verteidigen – gegen Herrn Inacker, und diejenigen, die die evangelische Kirche wieder zu einem CDU-Vorgarten machen wollen. Wir, egal ob ICL, Cfs oder Religiöse Sozialistinnen und Sozialisten, sind nur die ersten, die attackiert werden. Im Visier der Rechten ist alles, was auf Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung gerichtet ist, was als feministische Theologie in Erscheinung tritt usw. Diese Aufzählung können die LeserInnen weiter fortführen.

Es würde mich nicht wundern, wenn für Leipzig weitere Provokationen geplant sind. Wir sollten auf der Hut sein.

Interview mit Präses Beier

Frage: Herr Präses, für Sie haben die Armen noch immer nichts anderes zu verlieren als ihre Ketten. Fordern Sie Revolution?

Antwort: *Gewöhnlich fressen Revolutionen ihre Kinder, ich kann sie schlecht fordern, aber eines muß klar sein: Wenn es uns nicht gelingt, innerhalb des uns gegebenen Systems zu einer wirklichen Umschichtung, nicht bloß zu einem Umbau im sozialen Bereich zu kommen, dann droht das Chaos.*

Frage: Was meinen Sie mit Umschichtung?

Antwort: Ich meine, daß das Problem der sozialen Gerechtigkeit genauer ins Auge gefaßt wird - und die Lösung nicht nur einem wirtschaftlichen Selbstlauf überlassen bleibt. Nach der Art: Der Markt wird schon alles regeln.

Frage: Müßten da nicht vor allem Christen mahnen?

Antwort: *Christen müssen sich auf die Seite der Mühseligen und Beladenen stellen, die Opfer unserer Systematik des Wirtschaftens und vor allem Denkens geworden sind. . . .*

Frage: In Ihrem Buch „Am Morgen der Freiheit“ sagen Sie: „In jetziger Lage sind Rosa Luxemburgs Reden zu lesen und Marx vom Marxismus zu unterscheiden“.

Antwort: Ich meine schon, daß jetzt mehr denn je von vielen Leuten der sogenannte reale Sozialismus mit der Idee vom Sozialismus verwechselt wird. Ich bin der Meinung, daß Marx vom populären und vulgären Marxismus erheblich zu unterscheiden ist und daß es gilt, Entscheidendes wiederzuentdecken. All denen, die Marx beiseite legen, kann ich nur raten, sich mit den von ihm aufgeworfenen Fragen zu beschäftigen - denn sie holen uns erneut ein.

Frage: Sie wollen Sozialismus, fürchten Sie nicht Gleichmacherei?

Antwort: Sozialismus ist ein schwieriger Begriff, der von einer politisch abgedankten Realität denunziert worden ist. Ich sage aber, daß das Wort oder der Begriff Sozialismus eine Erinnerung bewahren, die wir nicht fahren lassen dürfen - nämlich die an eine konkrete Gesellschaftsutopie, ohne die wir keine Ziele haben. Wir können weder auf seine Vorstellungskraft noch auf den darin enthaltenen sozialen Protest verzichten. . . .

Auszug aus einem Interview mit dem im November 1996 verstorbenen Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland, das er wenige Wochen vor seinem Tod führte. Abgedruckt am 15.11.1996 in der Jungen Welt

Ulrich Peter

Den Arbeitsmarkt neu erfinden?!

Überarbeiteter Text eines Vortrages in der ESG der Hamburger Universität am 26.11.1996

I. Einleitung:

Zu Beginn möchte ich mich bei der ESG für die Themenreihe bedanken. Arbeit ist heute wahrlich kein Thema theologischer Reflexion und erst recht kein Gegenstand kirchlicher Praxis. In meiner Berlin-Brandenburgischen Kirche, in der die Probleme des Arbeitsmarktes gravierender sind, als hier in Nordelbien, hat die Kirchenleitung den Kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt (KDA) bis auf einen minimalen Rest totgespart. Hierin ist sie ein maßstabsgerechtes Spiegelbild der profanen Gesellschaft. Selbst im Bereich der Soziologie ist Arbeit

„out“. Seit André Gorz Ende der 70er Jahre den „Abschied vom Proletariat“ verkündete, hat sich auch hier Utopielosigkeit breitgemacht. Die vielversprechenden Projekte im Bereich „Humanisierung der Arbeitswelt“ sind fast alle Geschichte.

Ich habe in der Vorbereitung dieses Vortrages meine theologischen Lexika zur Hand genommen und nachgesehen, was dort zum Thema „Arbeitsmarkt“ steht. Im „Taschenlexikon Religion und Theologie“ völlige Fehlanzeige. Im Evangelischen Soziallexikon dagegen ist diese Kategorie fünfmal nachgewiesen. Einmal beim Stichwort

„Bergbau“ und der „Veränderung der Arbeitsmarktlage“ im Gefolge der Kohlenkrise. Beim Stichwort „Lohn“ wird lediglich auf die Existenz eines Arbeitsmarktes verwiesen. Dafür wird beim Stichwort „Moral“ im Unterbegriff „Grenzmoral“ vor selbiger am Beispiel des Arbeitsmarktes gewarnt, auf dem das Prinzip gelte „einen höchstmöglichen Vorteil zu erzielen gegen eine möglichst geringe Leistung“ (Sp. 896). Beim Stichwort „Proletariat“ werden die „Landflüchtigen“ auf den Arbeitsmarkt „geschleudert“ und unter „Technik“ lernen wir, daß durch diese der Arbeitsmarkt an Bedeutung gewann.

Demgegenüber ist die letzte Ausgabe des Standardlexikons „Religion in Geschichte und Gegenwart“ RGG geradezu prophetisch. Ich möchte aus dem Stichwort „Arbeit II“ aus dem 1. Bd., Sp. 538, zitieren, wo es um das Arbeitsangebot geht.

„Es hängt jedoch weder die Nachfrage noch das Angebot auf den Arbeitsmärkten

in erster Linie von der Lohnhöhe ab, vielmehr sind in der Hauptsache die Absatzlage bzw. die Notwendigkeit oder der Wille, ein bestimmtes Einkommen zu erzielen, maßgebend. Die Lohnhöhe wird auch nicht durch Angebot und Nachfrage bestimmt, sondern im wesentlichen durch kollektive Vereinbarungen der Arbeitnehmer- und Arbeitgeberverbände. Ein Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage tritt also nicht automatisch ein (siehe Arbeitslosigkeit)“.

In der BRD, die seit Ende der 50er Jahre Arbeitskräftemangel hatte und Beschäftigung importierte, schaffte der Arbeitsmarkt seit ca. 1980 diesen Ausgleich nicht mehr. Erinnerung sei an Kanzler Schmidts Ausspruch von 1981, 5% Inflation sei ihm lieber, als 5% Arbeitslosigkeit. Zu dieser Zeit erreichte die Arbeitslosenzahl die erste Million! Ich kenne derzeit kein Wirtschaftsinstitut, das in den nächsten Jahren einen Rückgang der Arbeitslosigkeit auf 5% erwartet. Im Gegenteil!



Demonstration der IG BAU am Potsdamer Platz, März 1997

II. Der derzeitige Arbeitsmarkt

a. Der Begriff:

Ich habe auch hier in Lexika geschaut und diesmal in Ökonomielexika. Von den verschiedenen Stichworten habe ich einige herausgenommen, die mir von der Sprache her am besten auch für ökonomische Laien und Laien geeignet schienen.

Ich möchte die drei Stichwörter „Arbeitsmarkt“, „Arbeitsmarktforschung“ und „Arbeitsmarktpolitik“ vortragen.

„Arbeitsmarkt. Markt für den Produktionsfaktor Arbeit. Die Arbeitsmarktlage ist allgemein gekennzeichnet durch das Verhältnis von Arbeitssuchenden und nicht besetzten Arbeitsplätzen. Der Arbeitsmarkt der BR Deutschland wird bestimmt durch die Normen des Grundgesetzes (freie Entfaltung der Persönlichkeit, freie Arbeits- und Berufswahl, Freizügigkeit), die Arbeits- und Sozialgesetzgebung und durch die Arbeitgeberverbände und Gewerkschaften (Aushandeln der Tariflöhne und -gehälter durch die Tarifpartner, dazu gehören außerdem die Körperschaften öffentl. Rechts, die Länder u. der Bund). Aber auch durch normsetzende öffentl.-rechtl. bzw. unabhängige Institutionen wie Industrie- und Handelskammern, Handwerkskammern u. Berufsverbände wird die Struktur des Arbeitsmarktes geprägt. Die Allokation der Arbeit („Mobilität“) hängt im wesentl. ab vom Lohn (Einkommen), sozialen Faktoren u. den rechtl.-institutionellen Rahmenbedingungen.

Arbeitsmarktforschung. systematische Untersuchung von Arbeitsmärkten und Gewinnung von Informationen.

Arbeitsmarktpolitik. i.w.S. alle Maßnahmen zur Beeinflussung des Arbeitsmarktes, vor allem zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, auch durch Maßnahmen der Globalpolitik (auch Beschäftigungspolitik): i.e.S. alle Maßnahmen der Arbeitsbehörden u. -

ministerien, in der BR Deutschland der Bundesanstalt für Arbeit (BA). ...“

b. Arbeitsmarkt national:

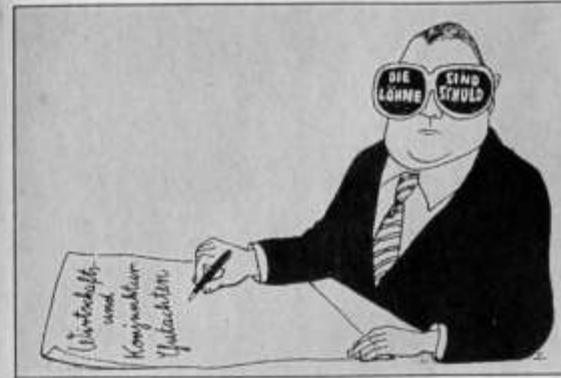
Zu Beginn des Jahres 1997 hat die registrierte Arbeitslosenzahl mit knapp 4,5 Millionen den bisherigen Höchststand erreicht. Es fehlen aber weit mehr Arbeitsplätze. Wir müssen die sog. verdeckte Arbeitslosigkeit hinzuzählen. Diese besteht aus:

- ca. 1,5 Millionen, die im ersten Quartal 1996 in ABM-Stellen, Umschulungen etc. waren.
- ca. 1,6 Millionen der sog. „stillen Reserve“. Dies sind z.B. Frauen, die an den „Herd“ zurückgekehrt sind und die Hoffnung aufgegeben haben, noch vermittelt werden zu können. Dies sind auch SchulabgängerInnen, die zu Hause auf bessere Zeiten warten oder StudentInnen, die eingeschrieben bleiben, da sie sowieso keine Perspektive im Beruf haben.

Im Ergebnis fehlen in der BRD Arbeitsplätze für ca. 7 Millionen Menschen. Andere Berechnungen, etwa von Werner Krämer vom DGB-Wirtschaftsinstitut WSI, kommen sogar auf bis zu 9,5 Millionen fehlende Arbeitsplätze.

Wo sollen diese herkommen? 1992 gab es in der BRD den Höchststand von über 29 Millionen sozialversicherungspflichtig Beschäftigter. Dies bedeutet, daß sich das Arbeitsplatzangebot um 20% erhöhen müßte, wenn für 7 Millionen zusätzliche Arbeitsplätze geschaffen werden sollen!
Ist dieses durch Wachstum zu schaffen?

In den neuen Bundesländern sind von den 2,3 Millionen Industriearbeitsplätzen, die es vor der Wende gab, noch ca. 600.000 übriggeblieben. Dies verweist auf einen historisch einmaligen De-Industrialisierungsprozeß. Aber auch im Westen läuft dieser Prozeß, wobei die BRD immer noch einen äußerst hohen Industrialisierungsgrad hat. 1994 waren in der BRD noch



30% der Erwerbstätigen im verarbeitenden Gewerbe tätig, gegenüber lediglich 17% in den USA und 19% im Durchschnitt der OECD-Länder. (OECD-Bericht Deutschland, Paris 1994. OECD = Organization for Economic Cooperation and Development, besteht seit 1961, Sitz in Paris. Hat 24 Mitglieder, die Staaten West-Europas, USA, Kanada, Japan, Australien und Neuseeland).

Oder durch Umlenkung der Investitionen aus dem Ausland ins Inland? Liegt es daran, daß zuviel deutsches Kapital im Ausland investiert wird, wie uns in der Standarddiskussion vorgehalten wird?

Hören wir auf Heiner Geißler: „Im Jahr 1994 haben die deutschen Unternehmen insgesamt rund 750 Milliarden Mark investiert, davon nur rund 3 Prozent im Ausland – genau 24 Milliarden Mark. Von diesen 3 Prozent ist nur ein Fünftel in Niedrig-Kosten-Länder wie Polen, Tschechien oder Süd-Ost-Asien geflossen – das waren ganze 4,8 Milliarden Mark. Diese geringen Investitionen können niemals die schnell wachsende Arbeitslosigkeit in Deutschland erklären.“

Die USA exerzieren vor, wie auch unsere Entwicklung aussehen kann, und wie ich fürchte, aussehen wird. Ich stütze mich im folgenden vor allem auf den amerikanischen Ökonomen Jeremy Rifkin.

Vor 30 Jahren stellten Arbeiter noch 2/3 der Beschäftigten in den USA, heute, in einer Zeit, in der die USA immer noch die stärkste Wirtschaftsmacht sind, sind es nur noch 17 Prozent. Rifkin geht davon aus, daß 2020 weltweit nur noch 2% der Beschäftigten in Fabriken arbeiten werden. In den USA arbeiteten 1995 nur noch 16-17% der Beschäftigten in der Industrie.

Blätter wie FOCUS oder der Spiegel feiern das „Jobwunder in Amerika“ (Spiegel 15/96) und heben es als Vorbild für die deutsche Entwicklung heraus. Die nackten Zahlen sind auch bestechend:

- 5,5% Arbeitslose
 - 8,4 Millionen neue Arbeitsplätze in der Ära Clinton
 - 75% aller Beschäftigten arbeiten im Dienstleistungsbereich.
- Sehen wir uns die Realität genauer an, so kommen wir zu folgendem Befund:
- 18% der Bevölkerung leben unter der Armutsgrenze und diese Armut hat sich in dem Maße gesteigert, wie sich die Dienstleistungsgesellschaft ausgeweitet hat.
 - 9 Millionen Arbeitende, die „working poor“, gelten als arm, viele davon arbeiten in den sog. Mc Donalds-Jobs.
 - Nach Zahlen des US-Arbeitsministeriums können nur 35% der Entlassenen mit einer gleich oder besser bezahlten Beschäftigung rechnen.
 - Im Durchschnitt verfügen 60% aller amerikanischen Haushalte heute real über weniger Einkommen als 1973.
 - Schätzungsweise 10 Mill. Amerikaner arbeiten für den Mindestlohn von 4,25 \$ pro Stunde, mehr als die Hälfte von ihnen sind Frauen.
 - Mehr als 7 Mill. Arbeitnehmer können sich und ihre Familien nur über Wasser

halten, indem sie zwei oder sogar noch mehr Jobs ausüben.

c. Arbeitsmarkt international:

Die Arbeitsteilung hat mit der Globalisierung der Märkte eine neue Qualität bekommen. Daß Produktionsbetriebe ausgelagert werden, ist Allgemeingut bei uns geworden. Daß aber mittlerweile auch immer mehr Dienstleistungen ausgelagert werden, wird weniger wahrgenommen. Die Soziologin Christa Wichterich wies in der TAZ v. 6.11.96 auf einen immer wichtiger werdenden Sektor hin. „Es sind zu 80 Prozent Frauen, die in der Karibik, Indien, China und Südostasien Daten verarbeiten, oft die Buchungen, die wir am selben Tag bei unseren Banken, Fluggesellschaften und Versicherungen machen“. Die Arbeit wird weiblicher im kapitalistischen Sinne, d.h. billiger!

Dabei ist wichtig, daß der seit Anfang der 70er Jahre explosionsartig wachsende Welthandel das Wirtschaftswachstum nicht entsprechend hat steigen lassen. So nahm das Brutto-Inlands-Produkt (Zusammenfassung des Werts aller produktiven Leistungen, die von sämtlichen im Inland aktiven Produktionsfaktoren erbracht werden, egal ob von Inländern oder Ausländern) der USA von 1970-1992 um den Faktor 1,8 zu, genauso viel, wie in der Periode von 1953-1970. Genau in der Zeit des anschwellenden Welthandels aber stieg etwa in den Industriestaaten der OECD die Arbeitslosigkeit von unter 10 Mill. auf 35 Mill., sanken die Arbeitnehmer-Einkommen in den USA drastisch, kam das Wachstum der Realeinkommen der abhängig Beschäftigten in Europa zum Stillstand und explodierte die Staatsverschuldung.

In welche Richtung die Entwicklung geht, macht das lesenswerte Buch „Globalisierungsfalle“ der beiden SPIEGEL-Redakteure Martin und Schumann deutlich. Sie



Demonstration der IG BAU am Potsdamer Platz, März 1997

prognostizieren für das kommende Jahrhundert u.a.:

- 20% der arbeitsfähigen Bevölkerung reichen aus, um die Weltwirtschaft in Schwung zu halten. Dieses Fünftel ist ausreichend, um alle Waren und Dienstleistungen zu erbringen, die sich die Weltgesellschaft leisten kann.
- Diese 20% werden dadurch aktiv am Leben, Verdienen und Konsumieren teilnehmen – egal in welchem Land!

Der durch die Computerisierung eingeleitete Rationalisierungsschub geht rasant weiter. Weltweit haben nur 5% der Unternehmen mit der Einführung neuester Technologien begonnen. Derzeit sind ca. 100

Millionen Computer im Einsatz, bis zum Jahr 2000 wird diese Zahl auf 1 Milliarde steigen.

III. Auf dem Weg in die Dienstleistungsgesellschaft?

a. Der Ausweg Dienstleistungen?

1970 arbeiteten in der BRD (West) noch 10 Millionen Menschen in der Industrie, 1989 waren es nur noch 8,7 Mill. Der Dienstleistungssektor wuchs dagegen von 11,3 Mill. 1970 auf 15,6 Mill. Beschäftigte im Jahr 1989 an. Prozentual ausgedrückt errangen damit die Dienstleistungen einen Anteil am Brutto-Sozial-Produkt (Summe der von den ständigen Bewohnern der BRD im In- und Ausland erzielten Nettoproduktionswerte) von 57,2% verglichen mit 42,5% im Jahr 1970.

- Wir erleben seit einigen Jahren,
- wie auch traditionelle Dienstleistungsmärkte der Sättigung entgegengehen. Zu nennen sind der Einzelhandel, Versicherungen etc. Bei anderen, etwa dem Tourismus, sinken die Wachstumsraten.
 - daß die Rationalisierung auch hier Wachstum von der Beschäftigungsentwicklung abkoppelt. Beispiele sind hier der Banksektor (100.000 Stellen stehen zur Disposition) und der Einzelhandel (Automatische Kassen etc.). Rifkin stellte in der TAZ v. 8.11.96 die These auf, daß 75% aller Arbeitsplätze im Dienstleistungssektor durch Computer ersetzbar seien.

b. Grenzen der Dienstleistungsausweitung:

1. Viele Dienstleistungen sind unmittelbar produktionsbezogen, z.B. Software-Entwicklungen für Produktionsabläufe oder Wachsenschutz etc. Mit einer Stagnation oder Schrumpfung des verarbeitenden Sektors stagniert bzw. schrumpft der entsprechende Dienstleistungssektor mit.

2. Eine ganze Reihe wichtiger Dienstleistungswen wird über die Sozialversicherung oder direkt durch den Staat finanziert. Bei Finanzproblemen dieser Träger wird entsprechend reduziert. Stichwort Krankenhausbetten und Kurkliniken, was allein Hunderttausende Stellen betrifft. Derzeit wackeln allein durch die Veränderungen der Richtlinien für Kuren 50.000 Arbeitsplätze in den Kurorten.

IV. Arbeit und radikale Arbeitszeitverkürzung

„Wir werden die Arbeitslosigkeit nicht überwinden können, wenn wir uns nicht entschließen, eine radikale Umverteilung der Arbeit ... ins Auge zu fassen. Es geht auch darum, Abschied zu nehmen vom Normalarbeitsverhältnis als Regelfall. Das hat weitreichende Konsequenzen für das ganze soziale Sicherungssystem.“ (Detlef Hensche, Vorsitzender der IG-Medien in der TAZ v. 16./17.11.96)

Rifkin prognostiziert für das nächste Jahrtausend:

- Die arbeitende Bevölkerung wird sich aus zwei Gruppen zusammensetzen:
- Aus einer knowledge-Elite von ca. 20%, die sehr gut ausgebildet ist, anspruchsvolle Tätigkeiten ausübt und sehr gut bezahlt wird.
- Aus dem Rest von 80%, der bei geringem Lohn einfache Arbeiten ausführt und wenig gesicherte Arbeitsverhältnisse hat.

Die zunehmende Arbeitsproduktivität und die damit verbundene wachsende Kapitalintensivität verlagern durch sinkenden Arbeitsanteil das entstehende Einkommen zwangsläufig immer mehr auf Einkommen aus Vermögen (Aktien etc.) und Unternehmen und erschweren somit die Schaffung von Arbeitsplätzen. 1994 hat die BRD dank ihrer überlegenen Wettbewerbslage im Ex-

port ein beachtliches Wirtschaftswachstum von 2,8% (BIP) erzielt. Gleichzeitig sank die Zahl der Beschäftigten im Vergleich zum Vorjahr um ca. 200.000.

Wie das? Hieß es doch immer, daß Wachstum zu Beschäftigung führt. Es gibt in der Ökonomie schon lange die These, daß erst bei einem Wirtschaftswachstum herkömmlicher Art von deutlich über 3% nicht nur mit einer Ausweitung der Beschäftigung, sondern auch mit einem Abbau des Arbeitslosen-Sockels gerechnet werden kann.

Diese Wachstumsannahme von über 3% ist allerdings ein völlig unrealistisches Szenario, denn:

- a. Wachstum in dieser Dimension provoziert Protektionismus auf den Exportmärkten, um den Außenhandelsüberschuß der BRD zu senken
- b. Wachstum in dieser Dimension zwingt die Bundesbank dazu, die Bewertung der DM nach oben via Aufwertung zu ändern, was die deutschen Waren automatisch im Export verteuert und entsprechend den Verkauf reduziert.
- c. Eine solche Wachstumsannahme ignoriert die Abfolge von Aufschwung und Rezession mit Null-Wachstum etc.

Fazit: So läuft es nicht! – Wie dann?

Arbeitszeitverkürzung in den bisherigen Dimensionen (von 48 auf 40 Stunden von 1950-1978 und von 40 auf 35 Std. von 1978 – 1995) ist zu langsam, um massenwirksam greifen zu können. Ein Rechenexempel. Die IG-Metall schätzt den positiven Beschäftigungseffekt einer Wochen-Stunde Arbeitszeitverkürzung in der Metallindustrie auf 100.000 bis 150.000 Arbeitsplätze. Das heißt: Nur um 1/7 der derzeit arbeitslosen Menschen wieder im Metallbereich in Arbeit zu bringen, muß die Arbeitszeit aller derzeit noch 3,49 Millionen MetallarbeiterInnen von 35 Std. auf ca. 25 Std. verkürzt werden. Und das möglichst

ohne Einkommensverluste, da kaum jemand nach den bisherigen Einkommensverlusten einen weiteren Verlust von 30% Kaufkraft aushalten könnte. Daß nebenbei dem Binnenmarkt weitere Massenkraft entzogen würde, sei nur angemerkt. Bei den aktuell angekündigten 500.000 Stellen, die in der Metallindustrie in absehbarer Zeit (1-2 Jahre) vernichtet werden, sichert nur eine schlagartige 20 Stunden-Woche das genannte Szenario.

1970 wurden in der BRD 57 Milliarden bezahlte Arbeitsstunden geleistet; 1990 waren es nur noch 44 Milliarden, was einen Rückgang des Erwerbsarbeitsvolumens um 25% ausmachte.

Die Produktivität stieg in der gesamten Zeit kontinuierlich an.

V. Ökologische Wirtschaft – nachhaltig?

Seit einigen Jahren hat die Wirtschaftsdiskussion mit „sustainable“ bzw. „nachhaltig“ einen neuen Impuls bekommen. Hierzu jetzt ein Stück konkreter Utopie. In einer nach ökologischen Prinzipien der Nachhaltigkeit organisierten Wirtschaft entstehen neue Bereiche von Reparaturdienstleistungen und ökologischen Dienstleistungen.

Das „Wuppertaler Institut für Klima, Umwelt und Energie“ hat sich mit den Rahmenbedingungen für eine „nachhaltige Ökonomie“ befaßt. Es werden u.a. folgende Möglichkeiten/Perspektiven genannt:

1. Eine weitgehende Umstellung auf nachwachsende und erneuerbare Energien. Stichwort Solar.
2. Immens hohe Recyclingquoten bei nicht-nachwachsenden Rohstoffen. Stichwort: Verpackungsverteuerung etc.
3. Eine neue Art von Produkten, die nicht mehr à la ex und hopp auf niedrigen Preis und schnellen Verschleiß angelegt sind, sondern auf Reparierbarkeit und

lange Lebensdauer. (Stichwort: Sperrpattente etc.)

Dies wird in der Konsequenz bedeuten:

1. Der produzierende Sektor wird stark schrumpfen, wenn z.B. ein Kühlschrank nicht mehr nur 10, sondern 50 Jahre hält.
2. Stattdessen wird der Reparatursektor expandieren, da es dann billiger ist, teure Handwerkerstunden zu bezahlen als teuer wegzuwerfen.
3. Wachsen wird der Recyclingsektor und eröffnet so neue Beschäftigung.
4. Die Autogesellschaft erreicht ihr Ende. Ein neues Verkehrssystem schafft allerdings nur für einen Teil der Beschäftigten Kompensation.

VI. Neudefinition von Arbeit in künftiger Perspektive

In der Geschichte der Arbeiterbewegung ist es -im Gegensatz zur ursprünglichen marxistischen Theorie – zu teilweise durchaus verheerenden Verengungen auf den Begriff der Lohnarbeit gekommen. Dies ist zu erklären aus der Verengung menschlicher Arbeit auf industrielle Lohnarbeit in der kapitalistischen Produktionsweise selbst. Sozialismus wurde in dieser Tradition verstanden als Gesellschaftssystem, in dem die durch den Kapitalismus gefesselten Produktivkräfte sich voll entfalten können und in der der Mehrwert und somit die Lohnarbeit abgeschafft sei. Hierbei wurde an die Veränderung der Arbeit und ihrer Organisation kaum gedacht. Schriften aus dem Bereich der religiösen Sozialisten – zu nennen sind die Arbeiten von Rosenstock-Hussey und Titel wie „Der Kampf um die Arbeitsfreude von Fritz Klatt, hatten im Weimarer ADGB eine bescheidene Wirkungsgeschichte, fanden aber keine Aufnahme in den „main-stream“ der Arbeiterbewegung. Erst die „Betriebs-Demo-

kratie-Konzepte“ der 60er Jahre, etwa von Fritz Vilmar, knüpften hier an.

Die Moskau-kommunistische wie auch die maoistische Bewegung nach 1968 waren hiervon unberührt. Eine Stilblüte sei genannt. Ihr kennt bestimmt den Charlie-Chaplin-Film „Moderne Zeiten“, in dem Charlie den fordistischen Fließband-Kapitalismus erlebt. Eine maoistische Gruppe gab 1972 bei Daimler-Benz in Stuttgart eine Betriebszeitung mit dem Titel „Das rote Fließband“ neu heraus, dies zu einer Zeit, als in diesem Betrieb die IGM-Vertrauensleute über die Abschaffung des menschenfeindlichen Fließbandsystems und die Humanisierung des Arbeitsablaufes diskutierten. Ich fürchte, daß diesen ML-Leuten die Perversion eines „roten Fließbandes“ nicht in den Sinn kam. Für sie war offensichtlich eine gesellschaftliche Befreiung ohne die gleichzeitige Befreiung der Arbeitenden aus den Zwängen des Fließbandes anzustreben.

Diese MLer hatten offensichtlich noch nichts von Marx' Arbeitsdefinition aus den Pariser „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ (1844) gehört.

Marx schrieb: „Worin besteht nun die Entäußerung der Arbeit? Erstens, daß die Arbeit dem Arbeiter äußerlich ist, d.h. nicht zu seinem Wesen gehört, daß er sich daher in seiner Arbeit nicht bejaht, sondern verneint, nicht wohl, sondern unglücklich fühlt, keine freie physische und geistige Energie entwickelt, sondern seine Physis abkasteit und seinen Geist ruiniert. Der Arbeiter fühlt sich daher erst außer der Arbeit bei sich. Zu Hause ist er, wenn er nicht arbeitet, und wenn er arbeitet, ist er nicht zu Hause. Seine Arbeit ist daher nicht freiwillig, sondern gezwungen, Zwangsarbeit.“

Am Anfang des nächsten Jahrtausends beginnt die marxistische Utopie des Menschen, der sich von der entfremdeten Arbeit emanzipiert, Gestalt anzunehmen. Die Erwerbsarbeit nimmt einen immer kleineren

Teil der Lebenszeit ein. Diese freigewordene Zeit kann für Selbsthilfe und ehrenamtliche, selbstbestimmte Tätigkeiten verwandt werden. Nicht zuletzt für die Selbstorganisation und die Demokratie.

VII. Fazit und Ausblick:

Rifkin gibt folgenden Ausblick:

- „Was tun wir mit den Millionen Menschen, die immer weniger oder gar nicht mehr auf dem Arbeitsmarkt benötigt werden?“
- Wie beginnen wir eine nüchterne Debatte darüber, wie die riesigen Produktivitätsgewinne dieser Technologie-Revolution so aufgeteilt werden können, daß sie jedem zugutekommen und nicht nur der Unternehmens-Elite?“

Seine Vorschläge sind Arbeitszeitverkürzung und neue Beschäftigung im gemeinnützigen Bereich. Auch die Regeln des Arbeitsmarktes müßten völlig neu entworfen werden.

„Wir haben zwei Möglichkeiten – entweder wir stecken die Steuern in neue Gefängnisse oder investieren sie in gesellschaftliche Arbeitsplätze“ (Rifkin in TAZ v. 8.11.96)

Rifkin setzt auf den Staat und auch auf die Einsicht der Unternehmer. Ich bin bei beidem pessimistisch, wobei ich die Veränderung staatlicher Politik für eher möglich halte.

Meine Annahme ist, daß es ohne eine Überwindung der kapitalistischen Ökonomie nicht gehen wird. Dies setzt aber eine gewaltige Bewußtseinsveränderung in der Gesellschaft voraus. „Wir haben weniger als zehn Jahre Zeit, um den Zerfall der Gesellschaft zu verhindern“, meint Rifkin. Ich weiß nicht, ob es 10 oder 20 Jahre sein werden. Aber Rosa Luxemburgs 1918 postulierte Alternative „Sozialismus oder Barbarei“ wird zusehends aktueller.

Wenn nur ein Teil des Sachverstands, der derzeit für Rüstung etc. eingesetzt wird, in die Planung und Organisation ökologischer Produktion und Reproduktion umgeleitet wird, ist dies konzeptionell zu schaffen. Und der Wirtschafts- und Sozialwissenschaft kommt die Aufgabe zu, eine gesellschaftliche Debatte über die Perspektiven der Gesellschaft zu eröffnen, denn ohne gesellschaftlichen Wertewandel wird es keine ausreichende Akzeptanz für diese Politik geben.

Die Fragen liegen auf dem Tisch:

- Wie kann eine Gesellschaft aussehen, die nicht mehr wie die bisherige auf Maximalprofit und Konsumismus, sondern auf Lebensqualität für alle aufgebaut ist?
- Wie funktioniert eine Wirtschaft, die nicht mehr auf Wachstum und Weltmarkterfolg basiert?

In der Sozialwissenschaft wird als wichtigste Grundlage für Strukturveränderungen die Herstellung von Legitimation für diese Struktur-Politik betrachtet. Also muß der Kampf um die Köpfe geführt werden. Hier ist auch der Beitrag der Kirche Jesu Christi in dieser Zielrichtung zu bestimmen! In diesem Wertediskurs hat Kirche entscheidendes einzubringen oder sie soll und muß dieses einbringen. Entweder ist sie ein Teil des Problems oder ein Teil der Lösung!

Helmut Gollwitzer hat es eindeutig genug gesagt: „Die Menschheit kann sich den Kapitalismus nicht mehr leisten, sie stirbt an ihm.“ (Kaiser Traktate Nr.45, '79, S.78)

Quellen:

- Materialien des 4.isw-Forums „Arbeit ohne Zukunft“, München 1995
- Memorandum 96 der AG Alternative Wirtschaftspolitik, Bremen 1996
- Jeremy Rifkin, Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft“.
- SOZ-Magazin „Utopie konkret“, Nr.14/15 v. Juli 1991.
- Statistisches Jahrbuch 1993
- Stat. Bundesamt Hg. Datenreport 1994

H. Ihmig

Diakonie als Kundenservice?

Zu Marktorientierung und Eigensinn der Diakonie¹

Der erste Teil dieses Aufsatzes erschien in Heft 1/97 von CuS. H. Ihmig beschrieb darin die von staatlicher Seite auf die Diakonie ausgeübte Nötigung, sich im Rahmen staatlicher Vorgaben betriebswirtschaftlich zu verhalten. InteressentInnen können diesen Teil gegen 2,-DM in Briefmarken bei der Redaktion erhalten.

1.2. Die Verlockung

Daß sich die Organisationen sozialer Hilfe derzeit einer Umrüstung zu marktwirtschaftlich betriebenen Dienstleistungsunternehmen unterziehen, hat seinen Beweggrund sicherlich in der beschriebenen Nötigung, der sie freilich zum Teil auch in vorauseilendem Gehorsam entgegenkommen. Ihre Bereitwilligkeit dazu, die, wenn ich recht sehe, in den Leitungen verbreiteter als ist an der Basis, die die Entwicklung mit einem gewissen Unbehagen mitvollzieht, hat aber noch einen anderen Beweggrund: die Suggestion des Management-Modells.² Daß die ganze Vielfalt von nicht gewinnorientierten Organisationen von der Beratungsstelle bis zur Staatsoper, von der Kirchengemeinde bis zur Behörde, von der Sozialstation bis zur Bundeswehr nach dem gleichen, in gewinnorientierten Unternehmen ausgebildeten Muster gesteuert werden könne, wird mit der gleichen formalen Struktur begründet. Sie alle verfolgen einen Zweck, das sei ihre „Mission“. Sie beschaffen Ressourcen aus der Umwelt und kombinieren sie zu Produkten, hier Dienstleistungen, die sie nach außen abgeben. Diese Gestaltung von Input- und Output-Aufgabe ist das Geschäft des Marketing. Intern werden Aufgaben und Kompetenzen der Mitarbeiter, auch ehrenamtlicher, ver-

teilt und Anreize vergeben, um sie zur Leistungserbringung zu motivieren. Auch das Management von diakonischen Einrichtungen – dh. „Gestaltung und Lenkung des gesamten Systems“ – folgt demnach keiner spezifischen Logik, sondern der generellen von Verbänden und Unternehmen. Der besondere Inhalt, der spezifische Sinn, der Diakonie eigen ist, kommt also für ihre Organisationsform nicht in Betracht, führt allenfalls zu gewissen Modifikationen an einem Schema, das für beliebige Inhalte tauglich ist.

Die Verlockung dieses Management-Modells ist eine doppelte. Zum einen verspricht es gegenüber trägen, innovationsfeindlichen Bürokratien, in denen Leistung sich nicht lohnt, erhöhte Effizienz; das meint größtmögliche Wirkung (Effektivität) bei geringstmöglichem Mitteleinsatz (Wirtschaftlichkeit). Wie gerufen kommt diese Verheißung in einer Situation verknappter Mittel. Das Zauberwort eines neuen Steuerungsmodells macht aus der Not eine Tugend, aus dem Schwund eine Chance. Mittelkürzung wird durch Effizienzsteigerung aufgefangen.

Diese Aussicht auf Rettung mag bereits diakonischen Einrichtungen in Existenzangst als Beweggrund für eine bereitwillige Umstrukturierung genügen. Hinzu

kommt, daß diese Management-Reform von oben die hochgestellten Manager, die sie durchsetzen, ungeschoren läßt, mögen auch mittlere Chargen der Schlankheitskur zum Opfer fallen. Warum sollte also nicht die Leitungshierarchie sich der Bürokratie-Kritik entziehen und die Flucht nach vorne ins Markt-Management antreten?



Dennoch würde das allzu technokratisch gefärbte Effizienzargument allein in der Diakonie kaum Begeisterung auslösen. Diakonisch schmackhaft wird das Management-Modell erst dadurch, daß es eine konsequente Außenorientierung der Organisation verspricht, den „Klientennutzen“ oder die „Kundenorientierung“. Marketing ist nach Peter Schwarz kein bloßes technisches Instrumentarium, sondern eine „Denkhaltung“, die den Geist einer Institution prägt und prägen soll. Außenorientierung an den Adressaten tritt an die Stelle binnenzentrierter Abarbeitung von Aufträgen und Vorschriften. Die bürokratischen Routinen eines Konditionalprogramms werden abgelöst durch flexible, an den Kunden orientierte Leistungen. An die Stelle des verdrossenen Verwalters, der Klienten, auch wenn sie Rechtsansprüche geltend machen können, wie lästige Bittsteller abfertigt, tritt der „Macher, Gestalter“, der ideenreich auf die Zufriedenheit seiner Kunden und den eigenen Erfolg bedacht ist und jeden Leerlauf haßt.

Ist das nicht Wasser auf die Mühlen der Diakonie? Schon vom Wortsinn her meint Diakonie ja nicht, einem Herrn oder Dienstherrn zu dienen – dafür hat die Bibel andere Wörter; es bedeutet auch nicht, davon abgeleitet, in einer Institution Dienst zu tun, sondern jemand einen Dienst zu er-

weisen. Sie ist also primär nicht von einem Auftraggeber her, sondern auf Adressaten hin verstanden. Wenn nun „Zweck und Existenzberechtigung“ eines entbürokratisierten Dienstleistungsbetriebs „in der Produktion und Abgabe nutzenstiftender Leistungen“ gesehen wird, kann Diakonie dann noch spröde bleiben? Läßt sich nicht nun ihr lutherisches Erbe, dem Nächsten zunutze zu sein, in ein rationelles Leistungsprogramm umsetzen, das Evangelium als Firmenphilosophie verkaufen und als diakonisches Profil in der Marktkonkurrenz nutzen?

Mehr Effizienz im Dienste des Kunden, das ist die Losung, mit der Diakonie geworben wird. Auch weniger diakonisch gesonnene Sozialarbeiter finden daran Gefallen, daß ihre Klienten nicht mehr als Objekte, sondern als Subjekte ihrer Versorgung gesehen werden sollen, die selbst darüber befinden, was sie von wem haben wollen. Bedenken, ob sich das, worum es in Diakonie und sozialer Arbeit geht, überhaupt unter die Kategorie produzierbarer, meßbarer und absetzbarer Leistungen bringen läßt, geraten gegenüber diesen lockenden Vorzügen ins Hintertreffen.

Nun lebt Diakonie jedoch in einer Beziehung zu ihrem Ursprung, die für sie maßgeblich bleibt. Der Rückbezug auf die Jesusgeschichte ist für sie so etwas wie ein

innerer Kompaß, damit sie im Eingehen auf ihre Welt nicht ihre Richtung verliert. Aus dieser Rückbesinnung entwickelt sie ihren Eigensinn. Ihn sollte sie und möchte ich ins Spiel bringen entgegen ihrer bürokratischen oder marktwirtschaftlichen Gleichschaltung. Zur Marktorientierung genötigt und gelockt, gehen bei der Umstellung die Beweggründe der Nötigung und der Verlockung, des Sich-umstellen-müssens und des Sich-umstellen-wollens munter durcheinander. Meine Absicht ist an dieser Stelle nicht die pragmatische Prüfung, welche Spielräume die Nötigung durch die Rahmenbedingungen der Diakonie noch läßt; schon gar nicht ein Plädoyer für den status quo ante. Ich werde auch nicht auf das technische Instrumentarium im einzelnen eingehen, sondern mich auf einen anderen Streitpunkt konzentrieren. In einem Standardwerk für Management in Nonprofit Organisationen heißt es: „Du sollst/ mußst effizient sein und Deine Entscheide (ausschließlich) an Effizienzkriterien ausrichten“.⁴ Dies sei ein „kategorischer Imperativ“ für Manager, also den Berufsstand, in den das Sozialmanagement künftig auch SozialarbeiterInnen und DiakonInnen befördern will. Ein kategorischer Imperativ also – eine Managementlehre, die betont als eine Marketing-Philosophie auftritt, muß es sich gefallen lassen, daß man sie beim Wort nimmt. Ein kategorischer Imperativ ist nach Kant keine bloße „Regel der Geschicklichkeit“, das hieße hier keine bloße Technik wirtschaftlicher Haushaltung; er ist auch kein bloßer „Ratschlag der Klugheit“, etwa eine pragmatische Nutzung des Marktes, sondern – immer noch mit Kant – ein „moralisches Gebot“, dem „gehört, d.i. auch wider Neigung Folge geleistet werden muß“, und zwar „unbedingt“.⁵ Es bestimmt den Sinn und die Gesinnung. So heißt es denn auch ausdrücklich, daß die hergebrachte „Dienstgesinnung“ durch eine moderne „Dienstlei-

stungsgesinnung“ abgelöst werden soll. Mit den neuen Steuerungsmodellen hält die Marktwirtschaft Einzug in soziale Arbeit, die es mit den Verlierern in diesem Spiel zu tun hat und das eigentlich nicht ganz nach denselben Spielregeln tun wollte. Zugleich dringt – das wird weniger beachtet – mit der strikten Effizienzorientierung ökonomische Rationalität bis ins Denken und die Gesinnung hinein vor. Ich will mich hier auf den Streit um Sinn und Gesinnung mit der Marketing-Philosophie einlassen als Beitrag dazu, daß Diakonie ihr nicht besinnungslos verfällt. Praktisch belanglos muß das, meine ich, nicht bleiben, weder für eine nachhaltige Kursbestimmung noch für das aktuelle Aushandeln, denn wer sich nicht über den Sinn seines eigenen Wollens und Handelns klar ist, wird unvermeidlich über den Tisch gezogen. Mein Gegenstand im folgenden ist also die „Philosophie“ oder Ethik des neuen Steuerungsmodells und die Frage, ob sie sich mit dem Sinn, dem Eigensinn von Diakonie und sozialer Arbeit allgemein verträglich greifbar wird diese „Philosophie“ nicht nur in ihrer propagandistischen Literatur, sondern – noch wirksamer – in ihren populären Leitbegriffen wie Kunde, Dienstleistung, Produkt, Effizienz. Ich sehe in ihrer Einführung in den Kernbereich der sozialen Arbeit keine harmlosen sprachlichen Anleihen, sondern eine gedankliche Invasion, die Sicht- und Handlungsweisen prägt.⁶ Wie auch immer es um Spielräume oder Festlegung beim neuen Steuerungsmodell bestellt sein mag, für die Gleichschaltung in Sprech- und Denkweise gibt es keine zwingenden Gründe.

Die Kundenorientierung, eine gesteigerte Wertschätzung des Kunden, ist, wie gesagt, der eigentliche soziale Köder des marktwirtschaftlichen Modells. Darum werde ich sie zunächst aufs Korn nehmen und den Köder nach in ihm verborgenen Haken absuchen.

2. Kundenfreundlichkeit oder Menschenfreundlichkeit. Zur Wert-Schätzung des Kunden

Mit der Einführung des „Kunden“ wird ein kommerzieller Begriff zur Leitvorstellung sozialer Arbeit. Aufwertung soll damit verbunden sein. Wer würde nicht lieber als Kunde umworben werden, statt als lästiger Bittsteller behandelt zu werden? Übersehen wird leicht, daß mit diesem scheinbar harmlos-freundlichen Begriff die Kommerzialisierung in die Diakonie einzieht. Sie beginnt wie immer im Denken. Ich will gar nicht dem Verdacht nachgehen, daß vielfach die neue Wortwahl nur die alten Strukturen und Einstellungen umetikettiert. Ich nehme vielmehr das Wort „Kunde“, das bisher eher spaßeshalber in der Sozialarbeit verwandt wurde, so ernst, wie es jetzt ernstgenommen werden will: als Programm. Nomen est omen.

Was ist ein Kunde? Ein Mensch, dessen Bestes man will, gewiß – nämlich sein Geld. Wann und weshalb der Kunde tatsächlich einmal König ist, weiß jeder von uns. Ich war kürzlich in Las Vegas und wurde tatsächlich königlich hofiert; dort machte man auch kein Hehl daraus weshalb. Eine Creditcard Gold gehört mindestens dazu. Teilnahme am Markt und Wert des Kunden werden qua Kaufkraft geregelt. Der Mehrwert, den man von ihm erwartet, muß nicht immer und nicht nur in Geld ausgemünzt sein, er kann auch in Geltung bestehen, dem Prestige, das eine zahlreiche Kundschaft verleiht. So oder so wird das Interesse des Kunden nach Maßgabe des eigenen berücksichtigt.

Die Frage ist hier nicht, ob es nicht noch unpassendere Begriffe als den des Kunden gibt, sondern ob dieser zutrifft und ob er wünschenswert ist; auch nicht, was man zusätzlich noch in einem Kunden sehen kann, gelegentlich vielleicht auch noch von Angesicht zu Angesicht in ihm sieht,

sondern was er der Marktlogik nach ist. A. Smith, der frühe Theoretiker der Marktwirtschaft, hat diese Marktlogik brillant formuliert: man hat eher Erfolg, wenn man *„die Eigenliebe der anderen zu seinen eigenen Gunsten interessieren“* und ihnen zeigen kann, *„daß es in ihrem eigenen Interesse liegt, das für einen zu tun, was man von ihnen wünscht“*.⁷ Es blieb einer evangelischen Denkschrift vorbehalten, solchen „intelligenten Eigennutz“ mit „intelligenter Nächstenliebe“ gleichzusetzen.⁸ Selbst der Ökonom A. Smith, der die Marktwirtschaft wegen ihrer Wohlstandsproduktion bewunderte, war noch zu sehr Moralphilosoph, um solch beidseitiges Ködern des Interesses anderer für das maßgebliche eigene mit gegenseitigem Wohlwollen zu verwechseln. *„Nicht vom Wohlwollen (benevolence) des Metzgers, Brauers und Bäckers erwarten wir das, was wir zum Essen brauchen, sondern davon, daß sie ihr eigenes Interesse wahrnehmen (from their regard to their own interest). Wir wenden uns nicht an ihre Menschen-, sondern an ihre Eigenliebe, und sprechen zu ihnen niemals von unseren eigenen Bedürfnissen, sondern von ihren Vorteilen“*. Das Interesse am Kunden gilt nicht seiner Person, sondern seiner Verwertbarkeit. Soll das in Zukunft auch von der Diakonie als Verkäuferin ihrer Produkte gelten, daß der Kundennutzen, dem sie dient, vornehmlich der Nutzen ist, den der Kunde ihr bringt?

In einem Jahresbericht des Diakonischen Werkes ist zu lesen: *„Der Betreute als Kunde“* ist nicht nur als zweckrationales Motiv ein richtiges Stichwort. Seine Würde hat uns solche Haltung schon immer geboten“. Dem widerspreche ich und spitze zu: nach der Marktlogik hat ein Kunde keine Würde, sondern einen Wert. Dieser Wert wird nach Maßgabe der Kaufkraft taxiert. Der Kunde wird wert-geschätzt nach Kriterien seiner Verwertbarkeit. Man mag noch so sehr von Kundensouveränität schwär-

men und den Kunden als König inthronisieren, mit der Kategorie des Kunden wird diese marktwirtschaftlich geprägte Weise der Wert-Schätzung eingeführt, die Taxierung von Menschen nach ihrem Wert, dh. ihrer Verwertbarkeit. Die Aufwertung der Adressaten zu Kunden führt nicht aus dem marktwirtschaftlichen Verwertungszusammenhang hinaus, der sie entwertet (hat). Sie kommt nicht dem Eigensinn der Diakonie entgegen, sondern symbolisiert ihre marktwirtschaftliche Assimilation. Der Übergang von einer bürokratischen zu einer marktwirtschaftlichen Behandlung der Klienten ist der Übergang **von der Verwaltung zur Verwertung**.⁹

Dem Satz zuvor stimme ich zu: *„Wir treten für die Würde des Menschen und das Recht benachteiligter Menschen ein“*. Und ich wünschte mir die Fortsetzung: deshalb verzichten wir in der Diakonie darauf, Menschen als Kunden zu bezeichnen.

Müssen Menschen denn auch in der Diakonie erst zu Kunden avancieren, um freundlich bedient zu werden? Müssen diakonische Einrichtungen durch Konkurrenz dazu gezwungen werden, sich den Menschen, sprich Kunden, anzupassen und nicht umgekehrt? Müssen diakonische Mitarbeiter Qualitätskontrollen unterzogen werden, damit sie gut arbeiten? Ist Diakonie denn auf solche ökonomischen Anleihen angewiesen, hat sie in ihrer eigenen Mitgift nicht bessere Motive, sich das Wohlergehen anderer Menschen angelegen sein zu lassen?

Im 4. Jahrhundert hat der heidnische Kaiser Julian, um die Christen zurückzudrängen, angeordnet, Herbergen zu schaffen nach ihrem Vorbild und es ihnen nicht zu überlassen, außer ihren eigenen auch die anderen Armen zu versorgen. Denn was die Religion der Christen hauptsächlich gefördert habe, sei *„ihre Menschenfreundlichkeit gegen Fremde“*.¹⁰ Wollen wir dieses Gütezeichen des frühen Christentums,

die Menschenfreundlichkeit, heutzutage der Kundenfreundlichkeit opfern? Oder meinen wir etwa, per Kundenfreundlichkeit der Menschenfreundlichkeit auf die Sprünge helfen zu können? Wieso haben wir sie dann nicht längst, die menschenfreundliche Gesellschaft?

Dafür daß sich Menschenfreundlichkeit nicht als Grundsatz ohne Gestaltungskraft festfahren muß, läßt sich etwa unsere Rauhhaus-Tradition anführen. J.H. Wichern hat in seiner Pädagogik-Vorlesung zum Hauptgrundsatz christlicher Erziehung erhoben, das Kind *„als ein Heiligtum“* anzusehen. Er hat damit gemeint, daß es nicht Objekt des Erziehers sei, daß seine Persönlichkeit zu achten und seine ihm eigentümliche Individualität zu beachten seien, ja daß es am besten sei, *„wenn der Erzieher durch das zu erziehende Kind sich selbst erziehen läßt“*.¹¹ Wichern hat diesen Grundsatz auf seine Art gestaltet als familienähnliche Erziehung in Kleingruppen, die Freiheit und Gemeinschaft verbanden. In den 80er Jahren dieses Jahrhunderts wurden die reglementierenden Formen der Heimerziehung durch Dezentralisierung abgebaut und über Wohngruppen, Jugendwohnungen und flexible Betreuung sukzessive Organisationsformen entwickelt, die sich mehr und mehr an den Menschen orientierten. In diesem ganzen Zusammenhang ist meines Wissens nie das Wort „Kunde“ aufgetaucht, es hätte eher lächerlich gewirkt. Daran zeigt sich, daß Diakonie durchaus aus eigenen Wurzeln erfinderisch werden kann, um hergebrachte Formen fürsorglicher Bevormundung und hierarchischer Leitung umzuwandeln und dazu nicht auf den Import marktwirtschaftlich geprägter Dienstleistungsmodelle angewiesen ist.

Gewiß war Diakonie immer auch Versorgung, aber gerade auch das Dienen bei Tisch hatte den Charakter einer Ehrerbietung, und in einer charakteristischen Wandlung durch Jesus folgte diese nicht

dem normalen Statusgefälle, sondern kehrt sich gerade „nach unten“. Diese Ehrerbietung würdigt Menschen als Personen, nicht als Kunden.

Damit ist von den Kunden besonderer Art zu reden, mit denen Diakonie es zu tun hat. Zu Recht stellt die Wirtschaftsdenkschrift der EKD fest, daß freier Wettbewerb auf offenen Märkten „nicht von sich aus für eine sozialverträgliche Wirtschaftsordnung“ sorgt: „Am Abstimmungsverfahren des Marktes können sich in der Regel nur diejenigen beteiligen, die einen eigenen Beitrag zum Sozialprodukt leisten. Wer arbeitslos, krank oder alt ist, kann seine Bedürfnisse nur sehr eingeschränkt am Markt artikulieren. Das widerspricht allen Vorstellungen einer gerechten Gesellschaft. Der Wettbewerb, mit dem das dem Selbstinteresse folgende Handeln der einzelnen dem Gemeinwohl nutzbar gemacht werden soll, kann nicht selbst Gemeinwohl fördern und eine Gemeinschaft von Menschen schaffen, in der jeder, der in Not gerät, sich durch den anderen gestützt weiß.“¹² Die Denkschrift meint dann aber, der Sozialen Marktwirtschaft sei eine Sozialordnung an die Seite gestellt, „die im Blick auf die soziale Absicherung leisten muß, was die Marktwirtschaft nicht aus sich heraus leisten kann“. Gerade so, als könnten in der Sozialen Marktwirtschaft Arbeitslose, Kranke oder Alte nun doch ihre Bedürfnisse voll am Markt artikulieren.

In Wirklichkeit sind die sogenannten Kunden der Diakonie, da sie nicht oder kaum über Kaufkraft verfügen, allenfalls Kunden zweiter Güte. Das die Einführung des kundenorientierten Dienstleistungsmodells leitende Motiv der Kostensenkung macht ihnen auch für die Zukunft keine Hoffnung auf üppigere Ausstattung. Die

Preise, die sich über sie für Dienstleistungen erzielen lassen, werden nicht mit ihnen, sondern mit Kostenträgern ausgehandelt. Auf Preisgestaltung erstreckt sich die angebliche Kundensouveränität nicht. Wohl werden auch solche administrierten Preise bei den Anbietern logischerweise dazu führen, zwischen lukrativen und unergiebigen Kunden zu sortieren, wenn nicht zu selektieren.¹³ Strikt genommen sind die



Adressaten sozialer Arbeit, da sie mangels eigener Kaufkraft nicht als Marktpersonen auftreten können, keine Kunden. Kunden sind eher die Kostenträger, Staat, Kommunen, Kassen, um deren Geld sich die Einrichtungen mittels ihrer Klienten bewerben. Demgemäß orientiert die „Kundenorientierung“ nicht an den Menschen selbst, sondern an ihrer Ergiebigkeit und den Kostenträgern.

Selbst wenn diesen zweitklassigen Quasi-Kunden über den Ansatz der Pflegeversicherung hinaus Geld zur eigenen Versorgung in die Hand gegeben würde, würde das einen Makel nicht beseitigen. In einer Gesellschaft, die sich Einkommen als Verdienst für Leistung anrechnet, sind und bleiben sie Menschen, die ihr Geld nicht verdienen, – auch wenn sie es in kleinen Portionen kriegen.

Das marktwirtschaftliche Modell hat mit dem administrativen, von dem es sich absetzt, gemein, daß es die Welt, in der Menschen als Teilhaber leben (könnten), aus einer System-Umwelt-Dichotomie heraus konstruiert und bearbeitet. Ob sie nun als Klienten oder als Kunden gelten, die Adressaten werden von den Organisationen als Außenstehende behandelt. Auch Dienstleistungsbetriebe bedienen ihre Kunden als Außenstehende, auch sie privatisieren die Problemlagen, von denen diese betroffen sind, zu deren individuellen Problemen und Bedarfen. Demgegenüber war das „Dienen“ der Diakonie von Hause aus in eine Gemeinsamkeit oder Teilhabe (koinonia) eingebunden, auch wenn es sich über das Binnenverhältnis der Gemeinde auf bedürftige Mitmenschen allgemein hin öffnete. Das System der marktmäßig verschränkten Eigeninteressen kennt, wie A. Smith in wünschenswerter Deutlichkeit festgestellt hat, eine solche grundlegende Verbundenheit nicht. Darum kann es mehr als eine Floskel sein, in denen, die wir nicht auf ihre Abhängigkeit hin als Klienten und nicht auf ihre Verwertung hin als Kunden apostrophieren wollen, Mit-Menschen zu sehen. Titulieren können wir sie dann, wie andere Mitmenschen, je nach Situation und Bezug als Besucher, Bewohner, Partner, spaßeshalber meinethalten auch gelegentlich als Kunden, vor allem aber sind sie beim Namen zu nennen. Der Wunsch nach einer Sammelkategorie trägt schon den Keim der Stigmatisierung in sich. Die organisatorische Konsequenz eines mitmenschlichen Verständnisses ist, nicht immer neue Varianten einer Innen-außen-Spaltung, sondern Teilhabeverhältnisse zu organisieren.

3. Dienstleistung oder Beistand. Zum Abbruch des Miteinanders

Dienen meint ein Handeln zugunsten eines anderen. Die Managementlehre stili-

tiert diesen anderen zum Kunden, den Diakon zum Fachverkäufer und das Dienen zur Dienstleistung. Diese Verwandlung ist so harmlos nicht. Wem „dient“ die „Leistung“, woran ist sie orientiert und wodurch motiviert?

Daß die Leistung nach der Marktlogik primär dem dienen soll, der sie leistet, ist selbstverständlich. Im sozialen Bereich wird ihr, weil das Profitmotiv wegfällt, ein altruistischer Touch verliehen. Wenn Handeln aber als Leistung verstanden wird und die Einzelleistungen nach Preisen taxiert werden, verschiebt sich das Motiv des Handelns vom Sinn zum Wert. Es tritt das ein, was für Lohnarbeit allgemein schon gültig ist: daß sie vom Arbeitnehmer wie vom Arbeitgeber aus zum Zweck des Werterwerbs, des Gelderwerbs, betrieben wird. Weder der Arbeiter, der an seinem Werk keinen Anteil hat, noch der Unternehmer, der es als Ware verwertet, sind durch den Sinn der Arbeit motiviert, durch das, wozu sie dient. Von Menschen, die den sozialen Beruf gewählt haben, ist bisher in der Regel zu hören, daß sie in der Form der „Lohnarbeit“ dennoch vornehmlich einen Sinn dieser Arbeit wollen. Die Preiskalkulation treibt die Angleichung voran: die Orientierung an dem, was die Leistung einbringt und die Vergleichsgültigkeit, welchen Inhalt und welchen Sinn die Arbeit selbst hat. Dienst-Leistung ist etwas anderes als die mit Diakonie gemeinte Dienst-Erweisung. Sie führt in eine transitive, dem anderen zugewandte Handlung den reflexiven Werterwerb als dominantes Motiv ein. Die Kontrollabsicht, mit der das Dienstleistungsmodell derzeit eingeführt wird, verstärkt noch den rückbezüglichen Charakter. Unter der Leistungskontrolle dient die Dienstleistung dem dokumentierbaren Leistungsnachweis dessen, der sie leistet, und nur mittelbar dem Adressaten. So sehr die Kundenorientierung auch als vorrangige Zielsetzung des Kontrollsystems beschwo-

ren wird, sorgt es selbst dafür, daß sich die „Leistungen“ an ihm und nicht an den „Kunden“ orientieren.¹⁴

Die sog. „Leistungserbringung“ wird in dem Management-Modell zudem – seiner industriellen Herkunft gemäß – als **Produktion** begriffen. Die Übertragung der Produktions-Terminologie suggeriert, daß auch in der sozialen Arbeit von den Personen abgetrennte, nutzbare Gegenstände (Dinge, Waren) gefertigt werden und den Besitzer wechseln. Sie ist irreführend, weil damit Vorgänge vom Typ des Handelns verwechselt werden mit Vorgängen vom Typ des Herstellens. Praxis wird nach einen verbreiteten modernen Mißverständnis mit Produktion gleichgesetzt, Handeln mit Handel.¹⁵ Beim Handel wechseln abspaltbare Produkte den Besitzer. Beim Handeln setzen sich Personen zueinander ins Verhältnis. Sie kommunizieren miteinander. Gewiß gehen auch in der Sozialarbeit Sachleistungen – Informationen, Bescheinigungen, Geld ja kaum – ‘über den Tisch’, die man, wenn man unbedingt will, als Produkte bezeichnen mag. Wird aber der zwischenmenschliche Vorgang insgesamt unter die Produktkategorie gerückt, so wird die Beziehung verdinglicht und der Charakter einer Interaktion geleugnet, die nicht gemacht werden, sondern nur gelingen kann. Die Angewiesenheit des Handelns auf Gegenseitigkeit verwehrt es, seinen Erfolg für produzierbar zu halten. Soll der Kunde selbst unter das Produkt subsumiert und eine an ihm produzierte Veränderung nachgewiesen werden, so wird statt einer Interaktion ein kausal verzerrtes, strategisches Handlungsmodell unterstellt analog der Verfügung im Verwaltungsmodell. Wird das auszuweisende Produkt auf das standardisierte Angebot beschränkt, dann sagt es nichts darüber aus, ob es paßt und wie es angenommen wird. So oder so zerreißt die Zerlegung in Produktion und Konsum das Miteinander. Die beliebte sozial-

pädagogische Korrektur, den Kunden als Ko-Produzenten zu bezeichnen, hilft nicht weiter, denn ein falscher Begriff wird nicht dadurch besser, daß man ihn verdoppelt. Es geht beim Handeln eben nicht nur um das, was möglicherweise gegenständlich zwischen Menschen ausgetauscht wird, sondern wie es gegeben und aufgenommen wird. Die Personen geben – oder entziehen – sich dabei mit. Dementsprechend ist die Art der Wertschätzung eine andere. Beim Handel geht es um Wert, den eine Sache oder eine Person haben. Beim Handeln äußert sich das Wertsein einer Person für eine andere. Dienstleistung macht die Rechnung ohne die Person, für eine Sache, so freundlich sie sich auch geben mag.

Eine Verdinglichung der Beziehung findet auch über die Kategorie **Nutzen** statt, die mit der Dienstleistungsorientierung verbunden wird. Ziel sei ja, „mit den verfügbaren Mitteln einen größtmöglichen Nutzen für die Klienten zu stiften“. Nützliches läßt sich verabreichen ohne Ansehen der Person, ja mit Mißachtung und Ausgrenzung paaren, als Versorgung ohne Anteilnahme. Abspeisung war schon immer mit Mißachtung verbunden. Von Nutzen sprach das frühe Christentum anders, innerhalb eines Teilhabe-Modells ohne Spaltung in Produzenten und Kunden. Im Marktmodell ist der Nutzen der Ersatz für Teilhabe und Beziehung. Diakonie ist aber nicht einfach „Produktion und Abgabe nutzenstiftender Leistungen“, sie meint die Person. Zum Zwecke ihrer Berechenbarkeit müssen die nützlichen Produkte standardisiert und die Bedürfnisse der Kunden schematisiert werden. Daß kommunikatives Handeln nach den Pflegemodulen oder – komplexen nicht abrechenbar ist, ist symptomatisch für seinen Ersatz durch nützliche Handreichungen. Die Kunst der Verkäufers besteht dann hier wie sonst darin, dem Kunden zu suggerieren, er brauche gerade das, was ihm geboten wird. Aber auch im

umgekehrten Falle, wenn der Sozialarbeiter seine eigene Einsicht in die Problematik dem Endkriterium der „Nutzerzufriedenheit“¹⁶ aufopfert, dh. im Falle der Gefälligkeit, geht die eigentliche Qualität sozialer Arbeit verloren, nämlich im Miteinander herauszufinden, was Menschen brauchen, und ihnen beizustehen, es zu erlangen.

Der Ausfall des Miteinanders hat noch eine weitere, politische Dimension. Für die Bedienung der Kunden nach dem Marktmodell ist ebenso wenig wie für die „Beseitigung der Problemfälle“ im Verwaltungsmodell Abhilfe für die Problemlagen selbst Sache sozialer Hilfe. Gegenwehr zu organisieren, bleibt außer Betracht, wenn es Kunden zufriedenzustellen und der eigenen Organisation zu „profilierter Anerkennung in der Öffentlichkeit“ zu verhelfen gilt. Als Dienstleistung interpretiert, schließt die biblische Orts- und Sachbestimmung der Diakonie, Beistand der Armen zu sein, ihren Aufstand nicht ein, sondern beschränkt sich auf den Reparaturservice für Notfälle, „die sich aus der Verwirklichung der vorherrschenden Strukturen und Verteilungsmuster immer neu ergeben“. Bisher wurden solchen Reparaturbetrieben immerhin Nischen eingeräumt, ihr Geschäft auf ihre Art zu erledigen. Nun wird ihnen Rückständigkeit vorgeworfen und unter Modernisierungsdruck zugemutet, die Strukturen nachzuahmen, aus denen sich die Problemlage immer neu ergeben, dh. sich stromlinienförmig dem vorgeblichen Erfolgsmodell Marktwirtschaft einzupassen.

Aber selbst der Beistand im bescheidenen Sinne der Kundenorientierung bleibt nach wie vor gefährdet. Bekanntlich ist bei privatwirtschaftlichen Unternehmen nicht die Kundenorientierung, sondern die Gewinnerzielung vorrangiger Gesichtspunkt. Bei Nonprofit-Organisationen fällt dieses Eigeninteresse der Organisationen keineswegs von selbst weg, sondern kann durch ihr Interesse an ihrer „Gesamtpositionie-

rung“ innerhalb der „relevanten Umwelten“ ersetzt werden, dh. an ihrer gesellschaftlichen Geltung und der ihrer Repräsentanten. Die gegenwärtige Situation steht freilich weniger unter dieser Verheißung der Konkurrenz als ihrer Drohung. Angst, und das meint Konkurrenz ja immer auch, soll in Leistung treiben, nur ist die Angst ein besonders schlechter Ratgeber, was soziale Leistungen betrifft, denn sie privatisiert die Interessen. Die Existenzangst, die Angst der Einrichtungen um ihre Marktposition und die der Mitarbeiter um ihre Jobs, wird die Eigeninteressen freisetzen, aber nicht das Interesse an der Person ihrer „Kunden“. Wenn das „System“ nicht ein inneres Gegengewicht entwickelt, einen Geist und eine Gestaltung von Beistand und Teilhabe, wird es sich kraft seines eigenen Schwergewichts über seine vorgebliche Umweltorientierung hinwegsetzen, seine Kundschaft für die eigene Stellung am Markt nutzen und primär sich selbst organisieren. Auch eine Dienstleistungsorganisation ist noch lange keine dienende Organisation. Zur Solidarität, geschweige denn einem kämpferischen Miteinander, ist sie, vom Geist der Marktwirtschaft geprägt, nicht fähig. Der Eigensinn von Diakonie, im Geiste Jesu dem Leben zu dienen, nicht nur dem eigenen, sondern auch dem anderen, nicht nur dem anderen, sondern auch einem gemeinsamen, findet in einem Dienstleistungsbetrieb keine adäquate Gestaltung.

4. Effizienz oder Muße.

Zum Vertreib der Zeit zu sein

Die vorgetragene Kritik an der Verdinglichung der Beziehung und dem Abbruch des Miteinanders trifft ähnlich auf die Suggestion, Dienen ließe sich als Dienstleistung effektiver. Das Leitprinzip **Effizienz** bedeutet, die Zweck-Mittel-Relation, das Input-Output-Verhältnis zu optimieren.¹⁷ Was seinem Wesen nach kein Mittel

ist, muß zu diesem Zweck dazu umfunktio- niert und das heißt verfälscht werden. Die Zeit zu sein bleibt bei der Funktionalisie- rung als scheinbarer „Leerlauf“ auf der Strecke. Qualitäten der Beziehung – Auf- merksamkeit, Freundlichkeit, Teil sein, An- teilnahme, verweilen, geschehen lassen, zweckfreie Lebendigkeit überhaupt – lassen sich schon deshalb nicht effektivieren, weil sie nur echt sind, solange sie nicht als Mit- tel eingesetzt werden. Zwischen einer ein- gesetzten und einer absichtslosen Freun- dlichkeit etwa läßt sich sehr wohl unter- scheiden. Bleibt zu hoffen, daß sich die „Kunden“ nicht zügige Abfertigung als kundenfreundlichen Service verkaufen las- sen. Gewiß gibt es Menschen, denen es genügt, Nützliches verabreicht zu bekom- men, die bescheidenen Mittel, über die So- zialarbeiter verfügen. Es gibt aber auch Menschen, die etwas anderes brauchen. Abgestürzte, die sich besinnen müssen, was überhaupt noch trägt. Entmutigte, de- nen der Lebensimpuls ausgegangen ist und Lebensmittel allein nicht viel nützen. Ver- wirrte, die gar nicht vorzubringen wissen, was sie brauchen. Vereinsamte, denen das Dach auf den Kopf fällt, selbst wenn sie ei- nes haben. Sie brauchen ein Gegenüber, das sich für sie Zeit und an ihnen Anteil nimmt. Mit einem Macher unter dem Dik- tat des Antreibers „Du sollst effizient sein!“ ist ihnen nicht gedient.

Ich fürchte, wenn solche Menschen nicht einfach abgewiesen oder verwiesen werden, werden effiziente Einrichtungen ihnen wie auch ringsum üblich zum Zwecke des Kundenfangs weiszumachen suchen, sie brauchten gerade das, was sie ihnen zu bieten haben. Was Menschen wirklich brauchen, liegt oft nur scheinbar auf der Hand. Es muß ergründet werden. Auch bisher wurde dies oft von Helfern un- terlassen aus Angst, das gar nicht geben zu können, wonach der andere verlangt. Es gehört aber zur Achtung eines Menschen,

auch zuzulassen, was das eigene Maß übersteigt, und sich nicht totale Zuständig- keit anzumaßen. Die Kultur einer Marktge- sellschaft hält uns nicht dazu an herauszu- finden, was wir und andere brauchen, son- dern abzunehmen, was andere loswerden wollen, und zu werden, was ankommt. Sie suggeriert uns, daß wir brauchen, was an- dere zu bieten haben. Das Gebotene steu- ert den Bedarf.

Diakonie, die dabei mitmacht, verfehlt den eigentlichen Bedarf und einen eigen- sinnigen Beitrag. Ich sehe ihn darin, etwas zu schätzen und zu schützen, wogegen die Geschäftigkeit der „produktiven“ Markt- wirtschaft seit ihren Anfängen Sturm ge- laufen ist, die als Müßiggang diffamierte Muße. Muße, griechisch außerhalb von Ar- beit und christlich auch bei der Arbeit, Be- sinnung mit geschlossenen oder mit be- trachtenden Augen, ist ein unabdingbarer Bestandteil guten Lebens. Ohne die Kunst des Innehaltens und des Innewerdens muß die in Bewegung geratene individuelle Selbsterfindung zur Auslieferung an Markt und Marktwert führen. Ohne die Geduld der Verlangsamung und des Verweilens trägt jede Behandlung von Menschen den Keim der Mißhandlung in sich. Das betrie- bene Leben effizienter Macher treibt das belebende Leben, das in und zwischen Menschen entspringen kann, aus. Wün- schenswert und nötig wäre ein diakoni- scher Beitrag zu einer Kultur der Besinnung entgegen dem Kult der Effizienz. Das einfa- che Ansehen von Angesicht zu Angesicht, das würdigt, gälte es in einer Marktgesell- schaft gegen das Ansehen, das in ihr groß- spurig veranstaltet und akkumuliert wird, zu Ansehen zu bringen. Es kann ein selte- nes Gütezeichen von Diakonie sein, wenn in ihre Umgangs-, Arbeits- und Organisati- onsformen etwas von Besinnung statt Beei- lung, von Zeit-haben statt Zeit-nutzen, von der Gnade zu sein statt des Krampfs zu lei- sten einfließt. Vielleicht sollte sich Diakonie

weniger am Modell der Geschäftsstelle und mehr an dem des Rastplatzes orientieren.

5. Vermarktung oder Leben gratis. Zur Kommerzialisierung des Lebens

Auch soziale Einrichtungen mußten seit jeher wirtschaften und auf Wirtschaftlich- keit achten. Daß sie sich dabei betriebs- wirtschaftlicher Instrumente bedienen, ist ebensowenig neu wie die Kompensation der Verknappung von Ressourcen durch ihre effizientere Nutzung. Neu ist an der gegenwärtigen Entwicklung, daß ökonomi- sche Begriffe und Regeln zu Leitprinzipien der sozialen Arbeit selbst werden, zu ihrer „Philosophie“, „Denkhaltung“ und „Ge- sinnung“ aufrücken. Mit dieser Ökonomi- sierung vollzieht sich nun auch in der sozia- len Arbeit die in einer Marktgesellschaft scheinbar unaufhaltsame Überwucherung des Lebens durch seine Ökonomie. A.

Smith hatte schon im Anfangsstadium ei- ner **Marktwirtschaft** die Heraufkunft einer **Marktgesellschaft** vorausgesehen: „So lebt jedermann vom Tausch oder wird in gewis- sem Maße ein Kaufmann, und die Gesell- schaft selbst entwickelt sich letztlich dahin, was eigentlich eine kommerzielle Gesell- schaft ist“.¹⁸ Der Markt verschränkt die entbundenen, auf Aneignung gerichteten Eigeninteressen der Marktpersonen zu ei- nem selbstregulativen „einfachen System der natürlichen Freiheit“, in dem jeder „das eigene Interesse auf seine Weise verfolgen kann und seinen Erwerbsfleiß und sein Ka- pital im Wettbewerb mit jedem anderen oder einem anderen Stand entwickeln oder einsetzen kann“. Noch nicht bekannt war ihm der Prozeß der Entwicklung von Per- sönlichkeitsmärkten und -bühnen, auf de- nen der Kaufmann zugleich in die Rolle des Schauspielers schlüpft und sich als kom-



merzielle Showfigur selbst zu inszenieren und optimal zu verkaufen sucht Show business wird damit zur prägnanten Kurzformel der Marktgesellschaft: Geld noch und noch für die show masters, fun fürs zahlungsfähige Publikum, der nicht vermarkt-bare Rest zum Schrott.

Diakonie und soziale Arbeit haben es traditionell mit den Verlierern in dem zentralen Gesellschaftsspiel zu tun, dem Wettbewerb um Wert, sei es in Form von Geld oder in Form von Geltung. Sie wollen den vom Markt Ausgegrenzten beistehen. Dabei Marktwirtschaft zu simulieren, läuft allerdings darauf hinaus, mit diesen „Kunden“ das Spiel weiterzuspielen, in dem sie schon verloren haben; und ihnen einige Trostrunden zu spendieren. Will sich Diakonie darauf einlassen, sich und ihnen vorzugaukeln, sie seien vollwertige Marktpersonen, Kunden? Kann Diakonie gute Miene machen zu dem bösen Spiel, in dem die Selbstenblöbung „sozialer“ zu kapitalistischer Marktwirtschaft immer schamlosere Formen annimmt? „Täglich beschwert sich die Gesellschaft über die Opfer dieser Ausgrenzung und wirft ihnen die Almosen vor, von denen sie leben müssen.“ Wenn Diakonie ihren Auftrag ernstnimmt, Beistand derer zu sein, denen übel mitgespielt wird, so kann sie wohl nicht die Spielregeln übernehmen, sondern muß, so weit ihr Einfluß reicht, mit ihnen ein anderes Spiel initiieren. Nach der Jesus-Tradition sollten aus Letzten nicht nur bestenfalls Vorletzte werden. Wie aber eigentlich Erste, wie doch verheißen wird? Vielleicht so, daß mit ihnen ein anderes Spiel beginnt und daß sie dabei auf eine andersartige Wertschätzung treffen als die, die in einer Marktgesellschaft zu Hause ist?

Der christliche Protest gegen die Kommerzialisierung des Lebens reicht weit zurück, nur ist er über dem Beifall zur Sozialen Marktwirtschaft in Vergessenheit geraten. Wenig Beachtung hat gefunden, daß

Luther nicht nur gegen die um gute Werke und Verdienst, also Leistungen kreisenden mittelalterlichen Praktiken und die sie verwaltende kirchliche Hierarchie zu Felde zog, sondern in einer zweiten Frontstellung die wachsende Kommerzialisierung des Lebens durch den Handel bekämpfte. Er kannte sowohl den religiösen „Jahrmarkt geistlicher Güter“ als auch schon den ökonomischen Wettbewerb, bei dem Geld und Geltung an die Stelle der Gunst Gottes treten.¹⁹ Aus dem „offenen, freien Markt“ wird „ein Schindanger und Raubhaus gemacht, da man täglich die Armen übersetzt, neue Beschwerung und Teuerung macht, und jeglicher des Markts braucht nach seinem Mutwillen, trotzet und stolzet dazu, als habe er gut Fug und Recht, das Seine so teuer zu geben, als ihn gelüftet, und soll ihm niemand dreinreden.“²⁰ In der religiösen wie in der merkantilen Variante des Werterwerbs sah er dieselbe menschliche Grundstruktur am Werk, die Verkrümmung auf sich selbst, und das verkehrte Grundmotiv, „daß in dem allen ein jeglicher nur das Seine sucht“.²¹ Das „einfache System der natürlichen Freiheit“, in dem der Markt die auf Selbstliebe basierenden, auf Aneignung gerichteten Eigeninteressen von Verkäufern und Kunden, von Produzenten und Konsumenten miteinander verschränkt, wäre Luther als ein System erschienen, das die Verkrümmung von Menschen auf sich selbst zwar nicht erfunden hat, aber glorifiziert und ihr ein grenzenlos erweiterbares Betätigungsfeld eröffnet.

Wir haben Luther eine Entkommerzialisierung des Gottesverhältnisses zu verdanken. Mit Leistungen „Gott seine Huld abkaufen, als wäre er ein Trödler oder Tagelöhner, der seine Gnade und Huld nicht umsonst geben wollte“, bedeutet, „einen Jahrmarkt daraus zu machen, welches Gott nicht leiden kann, der seine Huld umsonst versprochen. Er will, daß man an derselben anhebe durch eine Zuversicht und in der-

selben alle Werke vollbringe.“²² Die Gottesliebe steht für ihn an erster Stelle der Dinge, die so kostbar sind, daß sie nicht erworben, sondern nur umsonst gegeben werden können. „Res sacrosanctae extra commercium hominum“ hat man sie früher einmal genannt, hochheilige Dinge außerhalb des Handels der Menschen. Es war nicht Luthers Absicht, dabei stehen zu bleiben, einem letzten religiösen Reservat, sondern von dort auszugehen und dem Leben, das umsonst ist, ein Reich, zumindest Bereiche zu gewinnen. Wenn die Ökonomie, die einmal zu seiner Versorgung betrieben wurde, nicht das Leben selber aufzehren soll, und Diakonie wirklich dem Leben dienen will, wird sie nicht daran vorbeikommen, seine Entkommerzialisierung noch weitergehend zu betreiben. „Möge die Zeit kommen, in der es gelingt, die Gesellschaft anders zu ordnen, wo nicht mehr das Geld, sondern das Leben der Menschen die Hauptsache ist!“²³

Luthers heftiger, aber erfolgloser Kampf gegen die Anfänge der Kommerzialisierung liefert uns keine Handhabe gegen ihre fortschreitenden Wucherungen. Wohl aber markiert er treffsicher den Punkt, von dem aus der Kampf geführt werden kann, ohne – wie so oft – den gleichen Spielregeln des Werterwerbs zu verfallen. Wohl nur die Erfahrung einer andersartigen Wertschätzung kann Gewinner wie Verlierer von der „lebensschmerzlichen Jagd auf den Wert“²⁴ abbringen, von dem aufwendigen und im Kern illusorischen Unternehmen, in der Konkurrenz Marktwert zu erwerben, der sich als Selbstwert aneignen ließe. Was Luther der Kommerzialisierung des Lebens entgegengesetzt hat, ist, auf eine Kurzformel gebracht, die Freigebigkeit der Liebe: der „Huld“, die Gott sich nicht abhandeln läßt, und der „freien Lieb“, die unter Menschen geübt wird in „Zuversicht zu Gottes Huld“. Zu kosten oder verdient zu sein, ist das Merkmal des Handels, umsonst zu

sein das der Liebe, der geglaubten wie der geübten. Die Liebe ist ein Leben, das überhaupt nur „umsonst“ und „frei“ geschehen kann. Die Liebe ist das Leben gratis par excellence.

Sollte Diakonie in der Umgebung eines Konkurrenzsystems, das unablässig die Angst um sich selbst schürt und in die permanente Besorgnis um sich selbst treibt, nichts Besseres anzubieten haben als ihre eigene Beteiligung daran mit marktfähigen Produkten? Auch wenn der Wettbewerb um Wert, auch um Liebe, inzwischen vornehmlich in säkularen Formen ausgetragen wird, dürfte Luther auch darin recht behalten, daß eine Liebe, die in die letzte Einsamkeit dringt und dort die Angst um sich selbst löst, noch tiefer verankert sein muß als in der Brüchigkeit menschlicher Zuwendung. Aber um an diesen unseren tauben, betäubten Stellen spürbar zu werden, bedarf es anderer Berührungsweisen von Mensch zu Mensch als die Verkehrsformen eines Kundenservice.

Wenn wir als freie Christen- und DiakonInnenmenschen unser Leben aus und in einer solchen Liebe leben wollen, so führt uns das – meine ich zusammenfassend – nicht in die Marktorientierung, sondern zur Entkommerzialisierung des Lebens. Sie beginnt mit der Entkommerzialisierung unseres Denkens, und diese wiederum mit einer Entkommerzialisierung unserer Sprache. Schon die Einführung marktwirtschaftlich geprägter Leitbegriffe wie Kunde und Dienstleistung, Marketing und Preis fördert, so wenig realen Gehalt sie auch haben, das Gegenteil. Diakonie hat allen Grund, die Marktgesellschaft nicht als die beste aller möglichen zu verklären, sondern zu sehen und zu sagen, wie Menschen in ihr mitgespielt wird. Diakonie meint nicht nur die Notaufnahme für die Verlierer in diesem Gesellschaftsspiel, sondern ein anderes Spiel, eine andere Intuition und Vision von Leben, einen anderen Lebenssinn

und andere Lebensweisen. Für eine solche Gegenoffensive habe ich einige Markierungspunkte gesetzt, die ich hier noch einmal zusammenfüge.

Es ist schon viel, wenn soziale Arbeit den Entwerteten Würde zuerkennt, sie der Achtung und der Beachtung würdigt. Nach I. Kant hat „im Reich der Zwecke ... alles entweder einen Preis oder eine Würde. Was einen Preis hat, an dessen Stelle kann auch etwas anderes, als Äquivalent, gesetzt werden; was dagegen über allen Preis erhaben ist, mithin kein Äquivalent verstatet, das hat eine Würde.“²⁵ Wiewohl die Menschenwürde im Grundgesetz verbrieft ist, hat die marktwirtschaftliche Verwertungspraxis sie durch den Wert ersetzt. Diakonie sollte sich hüten, diesen Ersatz mit dem trojanischen Pferd des Kundenbegriffs bei sich einzuführen. Diakonie hat von Hause aus eine andersartige Wertschätzung von Menschen im Sinn, gerade der besonderen Menschen, denen sie zugewandt ist, und diese Menschen haben in einer Marktgesellschaft etwas Gründlicheres nötig als ihre Aufwertung zu Kunden.

In der Diakonie ist diese nichtkommerzielle Wertschätzung von Menschen überwiegend als Wohltätigkeit praktiziert worden. Sie ist damit der biblischen Tradition gefolgt, daß die Liebe tätig sei und sich, anders als die griechischen Gegenstücke, eros und philia, nicht primär den Anziehenden bzw. Tugendhaften

zuwendet, sondern den Bedürftigen und Mißachteten. Das ist gut so, aber wem genügt in der Öde schon Wohltätigkeit? Das gilt ebenso für die Dienstleistung, in die sich Wohltätigkeit leicht professionell umsetzen läßt. Wenn es nicht mehr darum gehen soll, den anderen zu nutzen, muß es dennoch nicht nur darum gehen, ihm zu nutzen (auch gegen Luther). Könnte nicht in der christlichen agape noch Lebendigeres, Belebenderes, Faszinierenderes stecken als caritas, gerade auch im Verhält-

nis zu denen, die arm dran sind und nicht auf den ersten Blick hinreißen? Meint agape vielleicht doch auch eine Liebe, die sich für Menschen nicht nur erbarmt, sondern auch begeistert? Etty Hillesum hat im Elend des Lagers Westerbork geschrieben: „Viele Menschen sind noch Hieroglyphen für mich, aber allmählich lerne ich, sie zu entziffern. Es ist das Schönste, was ich kenne: das Leben herauszulesen aus den Menschen.“²⁶ Hieroglyphen sind heilige Zeichen, das Heilige ist etwas, was sich wesenhaft dem Kommerz entzieht. Hier meint es nicht nur die zu achtende Würde, sondern es erscheint als das faszinierende Geheimnis des Lebens, das jedes Lebewesen auf seine Art verschlüsselt birgt, und das zu entziffern auch das Abenteuer sozialer Berufe ausmachen könnte. Mag es auch nur in Augenblicken aufleuchten, in einem Lächeln oder unter Tränen, so nimmt es doch für diesen Menschen ein und löst aus der Mühsamkeit oder Geschäftigkeit, in die sich Fürsorge oder Dienstleistung so leicht verfangen. Man kann, mit Spürsinn, in Menschen eben noch etwas anderes Interessanteres sehen als Kunden, die eigene Leistungen abnehmen. Unter dem Druck leistungsmäßiger Effizienz wird es allerdings kaum zu Tage treten. Nach biblischer Anschauung ist Leben nicht Aneignung von Lebensmitteln oder Wert, auch nicht die Resonanz auf arrangierte Reize und Rhythmen, sondern es geschieht zwischen den Lebewesen als pneuma, belebender Hauch, als Belebung in der Begegnung. Wenn M. Buber aus der Bibel den Grundsatz gewinnt, alles wirkliche Leben sei Begegnung²⁷, so wirft das ein Licht darauf, was mit ihrer Wegrationalisierung in den Leistungspaketen geschieht.

Begegnungen sind nur Brennpunkte des Lebens, aber die Wertschätzung vom Markt zurückzuführen dahin, wo Menschen einander ansehen, statt in das großgeschriebene Ansehen auszuweichen, wür-

de auch den Organisationen andere Schwerpunkte setzen. Was ich zum Außenverhältnis und zu einem kämpferischen Miteinander gesagt habe, will ich nicht wiederholen, sondern eine Folgerung für das Binnenverhältnis ziehen. Auch in Organisationen sozialer Hilfe wird die Entfernung von den Klienten/Kunden, der Weg vom Gegenüber in die Verfügung, als Auf-



stieg bewertet und durch diese Bewertung unumkehrbar gemacht. Die mehr zu sehen kriegen, haben dadurch weniger zu sagen, und die weniger zu sehen kriegen, haben die Verfügung und das Ansehen. An diesen widersinnigen Hierarchien ändern auch die neuen Steuerungsmodelle nichts. Diakonisch wäre an einer Organisation, daß die Menschen, die sie aufsuchen, und die Mitarbeiter, die von Angesicht zu Angesicht mit ihnen zu tun haben, auch etwas zu sagen kriegen.

Widersinnig erscheint es mir auch, durch systematische Erfolgskontrollen Mitarbeiter zu besserer Leistung antreiben zu wollen, wenn darunter die Orientierung an den „Kunden“ verstanden wird. Der Effekt wird vielmehr sein, daß sie sich an dem Kontrollsystem orientieren. Es gehört noch

etwas anderes dazu, daß Menschen gern und gut ihre Arbeit tun. Von oben nach unten weitergegebener Druck wird sie nicht dazu bringen. Dazu muß sie unabdingbar der Sinn ihrer Arbeit selbst gewinnen. Von Besinnung auf den Sinn sozialer Arbeit, von Werbung dafür ist in den sparpolitisch motivierten, technischen Konzepten nichts zu spüren. Noch die dem Management-Modell von seiner privatwirtschaftlichen Herkunft her eingegebenen „Anreize“ treten bei seiner verwaltungsmäßigen Einführung hinter den Antreiber zurück, die Prämien hinter der Angst in einer Konkurrenz, in der nicht viel zu gewinnen, aber alles zu verlieren ist. Gleiches gilt für den Zuwachs an Autonomie, dessen sich das betriebswirtschaftliche Modell rühmt. Tatsächlich ist die Gewährung von Mitbestimmung und Eigengestaltung bei ihm von Haus aus dem alles beherrschenden Gesichtspunkt der Effizienz und den privaten Verfügungsrechten untergeordnet. Bei seiner gegenwärtigen Durchsetzung im sozialen Bereich verwandelt die Kontrollabsicht der öffentlichen Mittelverwaltung die im Modell noch enthaltenen Momente von Eigenverantwortung in gesteigerte Zugriffsmöglichkeiten. Controlling gerät zum Mittel, die Kontrolle der Verwaltung als Selbstkontrolle mitzuvollziehen. Diakonischer Kontrapunkt zu einer solchen Fehl-motivation könnte sein, der Besinnung auf den Sinn der Arbeit eine zentrale Stellung zu geben und den Mitarbeitern die Vollmacht zu einer sinngemäßen Gestaltung und Organisation ihrer Arbeit. Teurer müßte das nicht kommen, und außen „ankommen“ würde die Qualität einer interessierten, engagierten Arbeit auch, besonders wenn man nicht danach schielt

Wenn ich den Ursprung der Diakonie in der Freigebigkeit der Liebe ernstnehme, drängt mich das zu einer noch weitergehenden These: daß die „Leistungen“ der Diakonie nicht bezahlbar sind. Entweder sie

sind umsonst, oder sie sind nicht diakonisch.²⁸ Die Kalkulation von Preisen für ihre Leistungen läuft, wer auch immer sie bezahlt, diakonischem Geist zuwider. Wie sich das mit der Angewiesenheit auf Geld vertragen könnte, kann ich hier wiederum nur in einer Richtung andeuten. Wir müssen nicht ganz so weit gehen wie Franz von Assisi, der seinen Brüdern auferlegte, sie sollten Kot und Geld mit ein und demselben Gewicht der Wertschätzung wiegen.²⁹ Jesus hatte seinen Boten die Weisung mitgegeben: „Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es auch“.³⁰ Aber gerade für diese „vagabundierenden Wandercharismatiker“ stellte sich bald das Problem ihrer Versorgung, wie später für kirchlichen Vollzeitdienst insgesamt. Darauf bezogen heißt es wenig später in der gleichen Aussendungsrede, ein Arbeiter sei seines Lohnes bzw. seiner Speise wert. Im frühen Christentum bestand der „Lohn“, dessen der Arbeiter wert ist – und zwar ging es hier um die unversorgt kirchlich Tätigen – nicht etwa in einer leistungsgerechten Vergütung, sondern in der Gewährung des Lebensunterhalts, – lange Zeit nur auf einem Armeenniveau³¹. Von dieser Tradition war in der DDR-Kirche noch etwas lebendig und hat sich gegen die Einführung des westlichen Besoldungssystems gestraubt. Einkommen, auch Geld-Einkommen, hatte keinen Bewertungscharakter, sondern einen Freistellungscharakter. Es wurde nicht gestuft verdient, Einkommen bewertete nicht die Tätigkeiten, geschweige die Personen, sondern stellte die Personen für Tätigkeiten frei, die um ihrer selbst willen betrieben bzw. als gratis erbrachter Dienst verstanden wurden. Auch in einer Marktgesellschaft müßten wir Geld nicht als Bewertung eigener Leistungen verstehen, erstreben und zumesen, sondern als Kaufkraft für das zum Leben Erforderliche und damit als Freistellung für das Leben selbst.

Meine Vision geht über die Organisationen hinaus: daß sich diakonische Organisationen eher als Stationen in einer Bewegung verstehen, die Lebensfelder schafft, in denen Menschen unbesorgt um ihren Wert in gegenseitiger Anerkennung miteinander leben können. In denen nach Sinn zu leben wieder eine Chance bekommt gegenüber der Sorge um einen grenzenlos ausgedehnten bzw. Zug und Zug verknappten Bedarf. Besonders nötig erscheint mir das für die aus dem Leistungswettbewerb Ausgeschiedenen. Erster, zweiter oder dritter Arbeitsmarkt und der Traum von der Vollbeschäftigung sollten, so sehr die Not und die sozialpolitische Nötigung dazu anhalten, nicht zu unserer einzigen Inspiration für die Ausgemusterten werden. Sie könnte auch hier der Ausbreitung von Lebensfeldern gelten, in denen nicht erneut selektiert wird und in denen Menschen dem Kommerz entzogen werden. Wir sollten solche Lebensfelder in Kategorien der Teilhabe statt der Konkurrenz und der Hierarchie denken und gestalten lernen: Treffpunkte, Stadtteile z.B., auch Märkte, wo der Kommerz wieder in die Infrastruktur des Zusammenlebens zurückversetzt ist und die Begegnung der Menschen nicht überwuchert.

Ich habe es mir – besonders im Schlußteil – erlaubt, über die Kritik der Marktorientierung hinaus dem Eigensinn der Diakonie bis hin zu einer utopisch anmutenden Gegenposition nachzugehen. Da halte ich es mit E. Bloch, daß Religion „Rückverbindung eines ganzen Traums nach vorwärts mit unserem bedürftigen Stückwerk“ sei³². Diakonie scheint mir derzeit durch etwas ganz anderes als Utopie gefährdet. Die Rückverbindung muß allerdings auch geleistet werden, da erhoffe ich mir Mitdenker und Gestalter. Um gegen die scheinbar unaufhaltsame Kommerzialisierung des Lebens eine Gegenoffensive zu wagen, bedarf es schon eines Glaubens, der sich –

mit Blumhardt – ans Unmögliche hält. Aber der gehört eben zu einer Diakonie, die nicht nur mitmischen möchte.

- 1 Dieser Aufsatz, den die CuS-Redaktion aus Platzgründen um die Mehrzahl der ausführlichen Fußnoten gekürzt hat, erschien ursprünglich in: A. Krölls hg., Neue Steuerungsmodelle. Der Einzug der Betriebswirtschaftslehre in der Sozialarbeit/Diakonie, Impulse-Werkstatt FH, Hamburg 1996.
- 2 Ich zitiere im folgenden aus dem Standardwerk von P. Schwarz, Management in Nonprofit Organisationen. Eine Führungs-, Organisations- und Planungslehre für Verbände, Sozialwerke, Vereine, Kirchen, Parteien u.s.w., 1992.
- 3 a.a.O.S.29, dort differenziert nach Marketing (von Input und Output), Organisation (von Aufbau und Abläufen), Steuerung (durch Zielsetzung, Planung und Kontrolle) und Führung (der Mitarbeiter und Ehrenamtlichen).
- 4 P.Schwarz, a.a.O. S. 46.
- 5 I. Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, BA 43f.
- 6 An den gegenwärtig eifrig betriebenen Qualitätsnachweisen kann man verfolgen, wie Sozialarbeiter noch um ihre fachlichen Anliegen zu kämpfen meinen, nachdem sie die Kröte bereits geschluckt haben.
- 7 A. Smith, Der Wohlstand der Nationen, 1776. 1. Buch, c.2.
- 8 Gemeinwohl und Eigennutz, 1991, S. 104.
- 9 In der Begrifflichkeit von Habermas ist das eine Verschiebung innerhalb des monetär-bürokratischen Komplexes, vom Teilsystem Verwaltung zum Teilsystem Wirtschaft hin. Beibehalten bleibt die Kolonialisierung der Lebenswelt.
- 10 Brief an den Priester Arsakios in Gallien, ca 360, Migne, PSG 67, Sp. 1261ff.
- 11 J.H.Wichern, Sämtliche Werke, hg. P. Meinhold, Bd. VII, 1975, S. 143.
- 12 a.a.O. S. 52f
- 13 Offenbar traut man nicht wirklich dem Dogma, daß der Markt durch den Konkurrenzdruck für niedrige Preise Sorge, sondern fixiert sie mittels „Kontraktmanagement“, d.h. durch Vereinbarungen mit, sprich Kontrolle durch Kostenträger, also Preisbindungen.
- 14 Wenn sich Qualität der Interaktion nicht messen und für Erfolg schwerlich ein Kausalitätsnachweis erbringen läßt, ist damit zu rechnen, daß sich bei den Erfolgskontrollen Kostenträger und Einrichtung am Kontrollierbaren, die einen am Kostenaufwand, die anderen an nachweisbaren Leistungen und beide nicht am „Kunden“ orientieren werden.

- 15 So hat schon A. Smith aus der Logos-Natur des Menschen anders als Aristoteles nicht die Befähigung zum Handeln, sondern zum Handel abgeleitet, a.a.O. S. 16.
- 16 So der Hamburger Drogenbeauftragte H.Bosong in einem Diskussionspapier zur Qualitätssicherung, S. 1.
- 17 Als größtmögliche Wirkung bei geringstmöglichem Mitteleinsatz definiert, ist es mit seinen beiden Variablen fast beliebig anwendbar. Durch die Umstände seiner Einführung wird es aber auf Kostenminimierung festgelegt. Der Schwund der Mittel soll durch gesteigerte Leistung kompensiert werden, die Output-Orientierung meint Leistungssteigerung bei festgeschriebenem Input.
- 18 a.a.O. S. 23.
- 19 „Und ist also nicht allein der Mammon ihr Gott, sondern sie wollen durch ihren Mammon auch aller Welt Gott sein und sich feiern lassen“, Vermahnung an die Pfarhern, wider den Wucher zu predigen, 1540, WA 51, S. 390.
- 20 Großer Katechismus, 1529, nach WA 30, S. 166.
- 21 Von der Freiheit eines Christenmenschen, 1520, c.29.
- 22 Von den guten Werken, WA 6, S.209-211.
- 23 Chr. Blumhardt in seiner 2. politischen Rede vor Fabrikarbeiterinnen, 2.Okt.1899, in : Ansprachen, Predigten, Reden Briefe, hg.J. Harder, Bd.2,1978, S. 180.
- 24 K.Marx, Kapital I, a.a.O. S. 168.
- 25 Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, BA 78
- 26 Das denkende Herz. Die Tagebücher von Etty Hillesum 1941-43, Reinbek 1985, S. 178.
- 27 M. Buber, Ich und Du, 12. A. 1994, S. 18.
- 28 Damit wird, strikt genommen, der Leistungscharakter ihrer Tätigkeiten bestritten.
- 29 Thomas von Celano, Leben und Wunder des Hlg. Franziskus von Assisi, II, 65; Ausgabe von E. Grau, 2. A. 1964, S. 288.
- 30 Mt 10,8.
- 31 Vgl. Lk 10,7 mit Mt 10,10. Das altkirchliche Nahrungsprinzip formuliert etwa 1 Tim 6,8: „Wenn wir aber Nahrung und Kleidung haben, sollen wir uns daran genügen lassen“. Noch Luther wollte deshalb den Erwerb durch Handel auf die „mäßige Nahrung“ beschränken, übernahm dabei allerdings die schon von Thomas formulierte dehnbare Klausel des standesgemäßen Einkommens. Zu diesem Thema näher U.Luz, Die Kirche und ihr Geld im Neuen Testament und K. Thraede, Diakonie und Kirchenfinanzen im Frühchristentum, in: W. Lienemann, hg., Die Finanzen der Kirche, München 1989 sowie F. Grebe, Dienen und Verdienen, Diplomarbeit 1994.
- 32 E. Bloch, Naturrecht und menschliche Würde, 1961, S. 312.

Bericht von der Jahrestagung des Bundes

Vom 21. bis zum 23. März hatte unser Bund wieder einmal zur Jahrestagung nach Bad Hersfeld eingeladen. Das Thema „Wovon leben wir Linken? Sozialistische Existenz heute und ihre Kraftquellen“ machte offensichtlich neugierig. Zum Hauptvortrag von Frau Dorothee Sölle erschien eine beachtliche Anzahl von Gästen aus Bad Hersfeld. Doch die rigide gegenwärtige Arbeitswelt warf auch auf unsere Tagung ihre Schatten, einige wichtige junge Mitglieder konnten sich nicht von diesen Zwängen befreien um teilzunehmen.

Der realistischen Analyse unserer politisch-wirtschaftlichen Weltlage von Dorothee Sölle konnten wir nur zustimmen. Beklommenheit und Resignation drohten sich breitzumachen. Doch Frau Sölle sah auch Ermutigendes, und zwar in den immer mehr an das Licht der Öffentlichkeit tretenden NGOs. Auch machten wir von ihr unterstützt vorsichtige Schritte in Richtung uralter Kraftquellen: Spiritualität – Mystik – Kontemplation. Wir ließen uns unseren Tagesablauf strikt unterbrechen von dem um 9.00Uhr, 12.00Uhr, 15.00Uhr, 18.00Uhr und 21.00Uhr pünktlich stattfindenden Stundengebete. Wenn auch bis zum Schluß nicht perfekt gesungen, so wurde uns dieser Ritus mit den alten Texten und den gregorianischen Melodien doch ein verlässlicher Anker. Von ähnlichem Geist bestimmt war der Samstagnachmittag: In

kleinen Gruppen wurden vorsichtige Versuche in „narrativer Theologie“ unternommen. Wir wagten es, uns so etwas wie



Glaubensgeschichten zu erzählen. Ein Höhepunkt in diesem Sinne war sicher die Eucharistiefeier am Samstagabend, die uns in fröhlicher und befreiter Verbundenheit entließ.

Was geschah „Handfestes“?

Wir hatten Besuch von Matthias Hilz, der die Katholische Initiative Kirche von unten vertritt und sich um die Vernetzung ähnlich gesinnter Gruppen bemüht.

Wir haben beschlossen, als Bund die Erfurter Erklärung zu unterzeichnen und alle die „Resolution an den Herrn Landesbischof, den Ev. Oberkirchenrat der Badischen Landeskirche und an die Badische Landessynode zur Rehabilitierung des Pfar-

ers Erwin Eckert“ mit unserer Unterschrift bekräftigt. Pfarrer Eckert war einer der wenigen, die schon Ende der zwanziger Jahre die Gefährlichkeit des Nationalsozialismus erkannten. Er wurde „wegen seines radikalen antifaschistischen und sozialistischen Handelns 1931 unehrenhaft seines Amtes enthoben“ und bis heute nicht eindeutig rehabilitiert.

Auch wenn unsere Kräfte klein sind, so führen wir doch in dem Bewußtsein nach Hause, daß wir Resignation nicht zulassen wollen.

Zu danken haben wir Martina Ludwig, die die Tagung vorbereitet hatte, die stets

den Überblick behielt und uns freundlich und bestimmt durch die Tage geleitete

Nachtrag der Redaktion: Bei der Mitgliederversammlung, die ebenfalls im Rahmen der Bundestagung stattfand, trat überraschend der Bundessprecher Wolfgang Lünenbürger wegen Arbeitsüberlastung zurück. Auf der aus diesem Grund während des Kirchentages in Leipzig außerplanmäßig stattfindenden Mitgliederversammlung muß somit ein neuer Sprecher oder eine neue Sprecherin gewählt werden.

Leserbrief



Claus Kloppenburg
28816 Stuhr
Stuhr, 25.3.97

Lieber Udo Fleige,

[...] zunächst einmal: Deine Forderungen nach einem überkonfessionellen (o.ä.) RU ist überfällig, seit Jahren ist auch mir das klar. [...] Was mich an Deinem Beitrag etwas verwundert, ist, daß Du zwar auf LER in Brandenburg als (mit Einschränkungen) mögliche Alternative zum traditionellen RU, jedoch mit keinem Wort auf das Bundesland Bremen verweist, wo überkonfessioneller RU nicht „illegal“ – ich zitiere – erteilt wird, sondern seit langem rechtmäßig praktiziert wird, weil in der Landesverfassung entsprechend vorgesehen. „Illegal“ dagegen wäre in Bremen konfessionsgebundener RU an öffentlichen Schulen. Er

findet deshalb auch nur an einigen nicht-öffentlichen Schulen statt. Und ich kenne im Übrigen auch keine Kollegen hier, die die Vorzüge des offenen RU nicht schätzen. Wenn ich bedenke, daß ich in meinen Grund- und Leistungskursen in Religionskunde in der Regel 20 bis 60% SchülerInnen mit nichtchristlicher Religion (v.a. Islam) habe, wäre der Gedanke an einen konfessionellen RU wohl auch absurd. Was mich auch verwundert, ist, daß Du das Beispiel Bremen nicht einmal im Zusammenhang mit Brandenburg erwähnt, da doch die langwierigen Verhandlungen auf dem Wege zu LER immer auch in Orientierung an und Auseinandersetzung mit Bremer RU-Erfahrungen verliefen. [...]

Herzliche Grüße, Claus Kloppenburg

Nicht so laut, Elias !

Die Geschichte eines Propheten – heute

Vergegenwärtigung einer biblischen Erzählung in acht Szenen

Helmut Faber, Pfarrer in Oberhausen und Mitbegründer von „Theater Esther“, Laienbühne des Kirchenkreises Oberhausen, hat die Studienarbeit eines Kontaktseminars genutzt, ein Theaterstück zu verfassen, das in der Lutherkirche Oberhausen am 22. und 23. November 1996 um 19.30 Uhr Premiere hatte und am 15. Dezember 1996 auch in Dinslaken aufgeführt wurde. Vor allem aber ist es gedacht für den Kirchentag in Leipzig 1997. Weitere Aufführungen, darunter eine anlässlich der „Ökumenischen Versammlung“ in Graz Ende Juni 1997, sind vorgesehen. Die Titelrolle spielt Fabers Kollege, der Düsseldorfer Pfarrer Erhard Griese.

Der Autor hat den biblischen Stoff vom Propheten Elia, der zwischen den Szenen gelesen wird, in ein aktuelles politisch-prophetisches Gegenwartstheater hinein umgesetzt. Die scheinheilige kapitalistische Ideologie von heute wird verkörpert von dem Präsidentenberater Schäkär (hebr. „Lügner“). Die Personen sonst erinnern aber an Gestalten aus dem 1. Buch der Könige: König Ahab, seine Frau Isebel, der „auf beiden Seiten hinkende“ Obadja – bis hin zum Mehltopf der Witwe von Sarepta und ihrem Sohn, um dessen Leben Elia

kämpft, und zum Abschluß symbolisch der Mantelwurf über dem Prophetenschüler Elisa. Auch die Raben vom Bach Krit sind dabei und begleiten den Propheten bis zur letzten Szene. Aber der Berg Karmel ist zum Fernsehstudio geworden, Sarepta liegt in Lateinamerika, und die Wüste ist das Arbeitszimmer des Elias, der sich als Journalist engagiert hat, die Welt und die Menschen zu verändern, und vor den Trümmern seiner Berufung steht: „Mach Schluß! Aus! Du bist nicht besser als die anderen.“

Damit wird das Stück zum Gleichnis für Engagement, Parteilichkeit und Versagen politisch engagierter Menschen des Glaubens heute und zur flammenden Kritik an einer ausbeuterischen Gesellschaft, die von den Geboten des Gottes Israels so weit entfernt ist wie die Baalspriester am Karmel damals. Es öffnet aber auch einen Pfad der Hoffnung.

„Nicht so laut, Elias!“ Das heißt: Kleine Schritte, leise Töne. Sie geben wieder Zuversicht und sind ein Weg in die Zukunft. „Nach dem Feuer kam ein sanftes Säuseln, und eine Stimme, die ihm zurief: Geh deinen Weg durch die Wüste zurück!“ (1. Kön. 19, 13.15)

Die Satzung und die Vorläufigen Leitsätze

in der jetzt gültigen Fassung von 1996 des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V.

können im Bundessekretariat, Martina Ludwig,
Max-Küstner-Str. 10, 99894 Friedrichroda, 03623/20 00 95, angefordert werden.



Mitarbeit: CuS versucht eine Mischung aus aktuellen politischen Ereignissen, theologischer und politischer Diskussion, Aktualisierung religiös-sozialistischer Theologie und Politik, Aufarbeitung religiös-sozialistischer Geschichte und von Beiträgen, die sich um die Entwicklung einer Befreiungstheologie und einer entsprechenden Praxis in und für Europa bemühen. **Wir freuen uns über unverlangt eingesandte Manuskripte.** Auch Texte, die der Meinung der Redaktion nicht entsprechen, dafür aber für unsere Leserinnen und Leser interessant sind, werden veröffentlicht. Gleiches gilt für Leser/innenbriefe. Wer regelmäßig bestimmte fremdsprachige Zeitschriften liest, sollte uns dies mitteilen und uns Artikel zur Übersetzung vorschlagen.

Technik: Da die Redaktionsarbeit unentgeltlich erfolgt, haben wir keine Zeit für das Übertragen von Manuskripten auf Diskette. Wir bitten, uns Texte folgendermaßen zuzusenden

– Am liebsten in Word oder winword auf einer 3½-Zoll-Diskette, wobei der Text unformatiert sein sollte. Auch andere Textprogramme (z.B. wordperfect, works), soweit sie IBM-kompatibel sind, können wir verarbeiten

– Sollte kein PC zur Verfügung stehen, erbitten wir eine saubere Schreibmaschinenfassung auf weißem Papier, damit wir den Text einscannen können. Für uns würde dies eine erhebliche Arbeitserleichterung bedeuten!

Sprache: Wir wünschen uns eine Sprache, die die weibliche und männliche Form gleichermaßen berücksichtigt!

Endredaktion: Über einen Abdruck entscheiden die MitarbeiterInnen der Redaktion. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

CuS ist im Internet!

Die aktuelle CuS-Ausgabe ist unter folgender Internet-Adresse zu erreichen:

<http://www.minda.de/cus/index.html>

**Abonnement
und Retour:** BRSD,
c/o Martina Ludwig,
Max-Küstner-Str. 10,
99894 Friedrichroda

Streifbandzeitung
Gebühr bezahlt
F 20988 F

Helmut Gollwitzer

Warum bin ich als Christ Sozialist? – Thesen – (Auszüge)

Warum wird ein Mensch Sozialist?

Ein Mensch wird Sozialist, weil er entweder durch die Schäden des gegenwärtigen Gesellschaftssystems selber schwer getroffen ist oder weil er sich mit diesen Betroffenen identifiziert, aus moralischen Motiven oder aus rationaler Einsicht in die Dringlichkeit revolutionärer Veränderung oder aus beidem.

Ein Mensch wird Sozialist, wenn er die gesellschaftlichen Schäden nicht nur als Einzelphänomene erfährt oder beobachtet, sondern die Vordergrundsphänomene durchschaut auf ihren Zusammenhang hin: den Zusammenhang, den sie untereinander haben und den Zusammenhang mit den Grundstrukturen der gegenwärtigen Gesellschaft, mit der in ihr dominierenden Produktionsweise.

Solche Vordergrundsphänomene waren schon seit dem Frühkapitalismus: Arbeitslosigkeit, krasse Ungleichheit der Chancen und der Lebensverhältnisse, verheerende Wirkung der kapitalistischen Krisen auf ungezählte Existenzen, ökonomische Ursachen internationaler Konflikte (Kriege), militärisch-industrieller Komplex (Rüstungsindustrie, Waffenhandel), Versklavung anderer Völker (Kolonialismus). – Hinzugekommen sind heute: Ressourcenvergeudung, Unmenschlichkeit der Städte, Landschaftszerstörung, Erhöhung der Produktivität durch verschärfte Zerstückelung und Mechanisierung der Arbeit (Taylorisierung) und der Effektivitätskontrolle, Wegrationalisierung von Arbeitsplätzen und Entqualifizierung der Arbeit durch neue Technologie, Diskrepanz zwischen Befriedigung der Konsumbedürfnisse und Frustration in den Lebensbedürfnissen, Kommerzialisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen und der Sexualität, Zerfall der Familie, Unterwerfung der Bürger unter bürokratisch-technokratische Apparate.

Hinzu kommt, daß gleichzeitig mit der Befriedigung der materiellen Bedürfnisse der breiten Masse in den Industriestaaten die materielle Verelendung der Mehrheit der Weltbevölkerung ein in der Geschichte noch nie gesehenes Ausmaß erreicht hat. Die Frage drängt sich auf, ob der Wohlstand hier und das Elend dort ursächlich zusammengehören wie zwei Seiten derselben Medaille.